# Afrikanische
# Jagdgeschichten.

Erzählungen
aus meiner Dienstzeit in Deutsch-Ostafrika.

Von
Dr. F. Hildebrandt,
früher Oberarzt der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit neun Abbildungen.

Berlin 1903.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68—71.

# Afrikanische Jagdgeschichten.

## Erzählungen
## aus meiner Dienstzeit in Deutsch-Ostafrika.

Von

**Dr. F. Hildebrandt,**
früher Oberarzt der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit neun Abbildungen.

**Berlin 1902.**
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

(Sonderabdruck aus dem „Soldatenfreund", Jahrgang 69, Heft 12
und Jahrgang 70, Heft 1, 3 und 4.)

# Einleitung.

In dem vorliegenden Büchlein schildert der Verfasser einige Jagderlebnisse aus seiner Dienstzeit bei der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe.

Der Leser möge wohl bedenken, daß die sportsmäßigen strengen Regeln, wie sie in unseren hochcivilisirten Ländern gelten und der Jägerei einen gewissen Reiz verleihen, in Afrika keine Anwendung finden. Die Jagd ist dort vielmehr ein regelloses Ringen und Kämpfen des Menschen mit wilden Thieren, wobei hie und da nicht ganz waidgerechte Jagdmethoden angewendet werden, oder sie ist oft genug eine harte Nothwendigkeit, wenn der nagende Hunger vieler Menschen dem Jäger die Büchse in die Hand drückt, selbst wo er das Wild schonen möchte.

Dagegen aber liegt in dieser wilden Jägerei ein großer Ernst und in ihren Gefahren ein stolzer Reiz.

Mit vielen anderen heimischen Bräuchen wird übrigens das Jägerlatein überflüssig, und diesem Büchlein möge sein Fehlen als besonderer Vorzug angerechnet werden.

## Inhaltsverzeichniß.

## 1. Elefantenjagd.

Der Elefant ist das vornehmste Wild in Afrika und eine Elefantenjagd imposant. Die erste derartige Jagd, die ich erlebte, ist als solche charakteristisch. Mit Leutnant S. marschirte ich am Mara-Fluß entlang. Der Marsch ging auf kaum sichtbaren Negerpfaden bald durch weite Grassteppe, bald durch schilfbewachsene, ausgetrocknete Sümpfe. Der Wegführer war unterrichtet, daß er auf Elefantenspuren zu achten habe. Er behauptete, nach allen Anzeichen seien die Elefanten in der Nacht durch die Gegend gezogen und würden nun sehr weit entfernt stehen.

Es mochte 10 Uhr vormittags sein, als zwischen mannshohem Schilf sich eine freiere Stelle mit einem Ausblick über buschbewachsenes flaches Gelände aufthat. Ueber die dichtstehenden, etwa 3 m hohen Ginsterbüsche, 300 bis 400 m entfernt, war der schwarze Rücken eines Elefanten sichtbar. Bei solchem Anblick stellt sich das erste Mal denn doch ein tüchtiges Jagdfieber ein. Der Führer, ein schlanker, gewandter junger Bursch, zeigte aufgeregt hin und gab uns Zeichen, daß wir allein ihm folgen sollten. In gebückter Stellung schlichen wir hinter dem schlangengleich sich vorwärts windenden nackten Neger her. Wir legten unsere glänzenden Abzeichen ab und folgten geräuschlos. Der Neger tauchte mehrmals auf, um nach dem Elefanten zu sehen; er führte uns ganz um das Thier herum, bis wir genau dahinter standen. Dann erst gab er uns Zeichen, daß wir vortreten und schießen sollten. In einer frischgrünen Grasfläche ragte, kaum 80 m von uns entfernt, der Koloß auf wie ein ungeheueres schwarzes Scheunenthor. Gemächlich raufte er mit dem Rüssel Gras zusammen und schob es in sich hinein. Man sah die Rüsselbewegung, und dann bewegten sich die Ohren, die vom Kopf bis unter den Leib herunterreichten. Sie klappten nach vorn; wie zwei gewaltige Schmetterlingsflügel ragten sie neben dem Thier hinaus, das nun von hinten wie geflügelt aussah. Es mochte lauschen; denn immer wieder starrten die schwarzen Flügel hinaus und legten sich wieder zurück an den Leib. Wir mußten uns zum Schuß entschließen, obgleich er unmöglich tödlich ausfallen konnte. Ich wählte die Gegend über dem Kreuzbein, um womöglich das Rückgrat zu brechen. Leutnant S. versuchte den Kopf zu treffen, konnte aber bei der Stellung des Thieres nur einen Streifschuß anbringen. Sofort nachdem die Schüsse gefallen waren, jagte das mächtige Thier in voller Flucht davon. Wir sandten einige Kugeln nach. Das Thier verschwand zwischen den Büschen, durch die es im Galopp eine breite Bahn brach, auf der zwei Menschen bequem nebeneinander gehen

konnten. Nachher wurde der frisch getretene Weg schmaler und schmaler, das Thier war in immer langsamere Gangart verfallen. Wir mußten immer sorgfältiger die einzelnen Fußspuren untersuchen. Man erkennt diese daran, daß das Gras unter der harten Hornsohle frisch verletzt ist, so daß man den Saft sieht, außerdem dreht der Elefant den Hinterfuß beim Auftreten, so daß die Grashalme wie ein Wirbel strahlig gedreht werden. Ich stieg auf die Schultern der beiden Anderen, in der Hoffnung, des Thieres ansichtig zu werden, die Büsche waren zu hoch, man sah nicht weit. Schon wurden wir unschlüssig, ob wir weiter folgen wollten, da entdeckten wir frische Blutspur. Als der Neger das sah, kam er in Eifer, er wußte nun, daß unsere Büchsen getroffen hatten. Hastig folgte er der immer deutlicher werdenden Blutspur. Bald kamen wir auch an frische Losung, die sich in kurzen Abständen wiederholte und immer flüssiger wurde. Danach konnte ich mit Sicherheit erklären, daß der Elefant tödlich getroffen sei. Es dauerte noch einige Minuten, da stand auf 25 Schritt vor uns zwischen den Büschen der Elefant. Er zeigte voll Blatt, nichts regte sich als die Ohren, und auch diese langsam und selten. Wir schossen gleichzeitig, Leutnant S. aufs Blatt, ich ganz dicht hinter das eben nach vorn geklappte Ohr. Mit dumpfem Krach brach die ungefüge Masse zusammen, wie vom Blitz erschlagen, nicht auf die Seite, sondern senkrecht auf den Leib, die Füße untergeschlagen. Langsam, langsam senkte sich die Wimper über das brechende Auge.

Der Anblick war erhaben wie der einer Sphinx. Nicht ohne ein Gefühl der Scheu traten wir heran. Dann aber, als wir uns durch mehrere Schüsse überzeugt hatten, daß das edle Wild wirklich verendet war, bestiegen wir es und jodelten ein lautes Halali über die weite Steppe. Unabsehbar weit war Alles mit den 3 m hohen ginsterähnlichen Büschen dicht bedeckt. Es gab nur einen erhöhten Standpunkt, von dem aus man die Ebene übersehen konnte, das war der Rücken des todten Elefanten. Wir gaben Signalschüsse ab, banden ein Taschentuch an den Büchsenlauf und schwenkten diese Flagge, um mit der Karawane in Verbindung zu kommen. Nach einer guten halben Stunde kamen denn auch unsere Diener mit einem guten Jägerfrühstück. Dann wurden auch Beile herangeschafft, um dem Wild die herrliche Trophäe auszubrechen, eine harte Arbeit, zu der die Leute sechs Stunden gebrauchten; denn die Stoßzähne stecken so tief in den Schädelknochen, daß sie noch etwas höher hinausragen, als der Sitz der Augen ist, zwischen denen die Zähne endigen.

Meinen zweiten Elefanten erlegte ich bei Katoto am Speeke-Golf. Bei der Bevölkerung ging schon immer die Sage um, daß in dieser wildreichen Gegend noch ein großer, sehr alter Elefant lebe, der keine Zähne habe und sehr gefürchtet sei, weil die zahnlosen Elefanten die bösartigsten seien.

Am 12. Dezember 1899, auf dem Rückmarsch von einer großen Expedition, waren wir morgens um 6 Uhr von Katoto aufgebrochen. Eine Stunde waren wir nahe bei dem dichtbewachsenen Strand hinmarschirt und kreuzten eine frischgrüne Grassteppe mit dünnem Baum-

bestand. Da riefen die Schwarzen tembo, tembo! Ich mußte mich erst besinnen, was tembo heißt. Wer denkt auch in Katoto noch an Elefanten? Da steht 400 m vor mir das mächtige Thier und rupst mit dem Rüssel Gras. Auf 200 m konnte ich mich anpürschen, dann setzte er sich in Bewegung, und ich mußte schießen. Mit Berechnung der schnellen Bewegung des Wildes hielt ich vor das Ohr, und hoffte, daß die Kugel ins Ohr einschlagen sollte, aber sie saß genau da, wohin sie gezielt war, in den Schläfen, und brachte keine andere Wirkung hervor, als daß der Elefant schneller lief. Nun ging eine anstrengende Jagd an. Man sah das Ungethüm, es lief scheinbar ganz langsam, aber man konnte auch mit Aufbietung aller Kraft nicht näher als 600 bis 700 m herankommen. Hastig stürmte ich vorwärts und bemerkte nicht, daß auf dem Wildpfade, dem ich folgte, Fanggruben angelegt waren. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als steckte ich in einem Schornstein, es wurde dunkel um mich und ich fühlte auf allen Seiten steile Erdwände, die Füße waren in eine Erdspalte eingeklemmt, über mir waren Reisig und Blätter, durch die ich hindurchgebrochen war. Ehe ich mir die neue Situation klar machen konnte, fuhr schon von oben her ein halbes Dutzend schwarzer Fäuste nach mir herunter, die mich an den Schultern und allem anderen Greifbaren, zu meinem Schmerz sogar am Bart packten und in die Höhe zogen. Im Uebrigen war der Fall ohne alle übelen Folgen erledigt und die Jagd wurde unverzüglich fortgesetzt. Der Elefant war in den Papyrussumpf des Seeufers geflohen, ein bequemer Wasserweg zeigte im Papyrus den Weg, den er genommen hatte. Bis an den Leib im Wasser pürschten wir von 8 bis 11 Uhr, oftmals in die tiefen Löcher stürzend, die der Elefant mit seinen mächtigen Beinen in den Sumpf getreten hatte.

Ungefähr um 9 Uhr hörten wir Schüsse von Askaribüchsen. Der Elefant war aus dem Sumpf wieder herausgetreten und dabei gerade auf die Karawane gestoßen. Die Askari schossen ihm auf 20 Schritt einige Kugeln in den Leib. Er ging infolgedessen in den Sumpf zurück. Ich stand gerade in einer kleinen, papyrusfreien, teichähnlichen Wasserstelle, als links von uns ein mächtiges Rauschen des Schilfes und Brausen des Wassers anzeigte, daß das aufgeregte Wild in rasender Flucht zu uns heranstürmte. Etwa 30 Schritt vor uns brach es von links her aus dem Schilf hervor und raste über die freie Wasserfläche hin, daß das Wasser wie vor einem mächtigen Dampfschiff schäumende Wellen schlug. Während der Elefant das Schußfeld kreuzte, konnte ich ihm schnell nacheinander den zweiten Schädelschuß und einen Schuß in die Gegend des Schultergelenks beibringen, ohne jedoch eine bemerkbare Wirkung zu erzielen. Wieder ging die Pürsch im Wasser an. Die Schuhe lösten sich auf und füllten sich mit Sand. Die Ermüdung machte sich stark geltend und der Durst wurde quälend. Aber unserer Beute waren wir sicher, denn der Weg des angeschossenen Wildes war durch eine starke Blutspur unverkennbar bezeichnet. Wir bogen das dichtstehende hohe Schilf nieder und gewannen dadurch ein leidlich trockenes Plätzchen, um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln.

Nach kurzer Rast ging es weiter. Um 11 Uhr kamen wir auf eine kleine offene Stelle, deren Wasserspiegel mit hohen Bäumen umgeben war. Fünf Schritte von uns schwamm ein Krokodil, ein zweites fuhr unter Wasser so dicht an uns vorbei, daß es uns fast streifte. Ich hob die Büchse unwillkürlich gegen die gefährlichen Bestien, setzte aber schnell ab, als hinter den Bäumen ein orgelähnliches Brummen herüberdröhnte. Der Elefant stand nahe bei uns. Wir schlichen leise in das Dickicht, vor einem quer ins Wasser gesunkenen Baumstamm hielten wir an und spähten durch die belaubten Zweige hindurch. Man mußte in die Höhe sehen, wie nach einem zweistöckigen Hause, da erschienen zwischen den Blättern graubraune Stellen des ungeheueren Kopfes. Der Elefant brummte fortwährend, tauchte den Rüssel ins Wasser und bespritzte sich die Wunden. Er war nur zehn Schritte von uns entfernt und bemerkte uns bald, da sich doch nicht jedes Geräusch unterdrücken ließ. Er wendete sich gegen uns und wollte auf uns zukommen. Vor seiner Stirn lag ein starker schräger Baum. Wir sahen, wie der Riesenkopf sich dagegen stemmte. Der Baum bog sich, aber er brach nicht. Nun trat der Elefant weiter zur Seite, um unter dem Baum hinwegzuschreiten. Er hätte uns sofort zertreten. Es war hohe Zeit, zu schießen, und endlich war auch ein guter Zielpunkt zu erkennen, der Rüsselansatz. Meine Büchse krachte, der Elefant schlug die Ohren nach vorn, vier Askaribüchsen donnerten nach, wir waren in eine Wolke von Pulverdampf gehüllt. Der Elefant warf sich herum und floh hastig davon. Trotz des ausgezeichneten Schusses, der mitten in den Kopf getroffen hatte, jagte das Thier noch etwa 100 m weit, dann hörten wir einen dumpfen Krach, und als wir aus dem Gebüsch herauseilten, lag der Koloß halb im Wasser und röchelte die letzte Luft aus der Lunge.

Zähne hatte er nicht, und zwar infolge von Entzündung. Durch die Zahnschmerzen ist er ohne Zweifel sehr wild und gefährlich geworden, und die Eingeborenen haben wieder einmal Recht gehabt mit ihrer Beobachtung, daß zahnlose Elefanten bösartig sind.

Den überaus großen Schädel habe ich nach Europa geschafft. Auf der linken Seite ist an der Stelle, wo der Stoßzahn sitzen sollte, eine seichte Vertiefung im Knochen, hier fehlt der Zahn also längst vollständig. Rechts sitzt ein dicker Zahnstumpf mit deutlichen Zeichen von Entzündung.

Von dem Offiziersposten Schirati aus, den ich eine Zeit lang verwaltete, unternahm ich eine Expedition zur Regelung von Landstreitigkeiten im Gebiet des Mara-Flusses. Es wurde mir gemeldet, daß in der sumpfigen Flußniederung Elefanten ständen. Ich ließ mich an den Platz hinführen. Es war meilenweit nichts als ein großer schilfbewachsener Sumpf und weit hinten die Berge an der Flußmündung zu sehen. Auf den Schultern eines Trägers sitzend, übersah man den Sumpf und bemerkte in einer Entfernung von 2 km die schwarzen Köpfe mehrerer Elefanten, die einen verschwanden, andere erschienen. Eine Heerde von etwa 40 Stück weidete verstreut in dem Sumpf. Mit einigen Askari machte ich mich auf. Trockene und feuchte Sumpfstellen wechselten ab.

Endlich nach reichlich dreiviertelstündigem mühsamen Waten standen wir vor einem Elefanten, der 75 Schritt vor uns weidete. Er sah uns offenbar nicht, obgleich wir uns wenig verbargen. Er stand schräg, so daß man weder zwischen die Augen auf den Rüsselansatz noch auf die Ohrgegend zielen konnte. Ich wartete, ob er sich nicht wenden wollte. Er aber schaukelte sich behaglich auf den säulenähnlichen Beinen, schwenkte den Rüssel bedächtig wie eine Sense, um das saftige Gras zusammenzuraffen, und schob es zwischen die langsam mahlenden Kiefer. Die Stellung veränderte er nicht, ich mußte zwischen Auge und Ohr zielen. Auf den Schuß hin drehte er sich in scharfer Wendung ganz herum und wollte fliehen. Aber das Vollmantelgeschoß war durch die ganze Knochenmasse hindurchgegangen und übte im Gehirn seine tödliche Wirkung. Nur die Wendung gelang dem Thier, dann brach es todt zusammen. Wir stiegen auf den Leib des Elefanten und hielten Umschau. Da zogen 700 bis 800 m von uns entfernt fünf Elefanten in kurzem Trott durch den Sumpf. Ich sprang herab und schlug die Richtung ein, in der ich den Weg der Thiere kreuzen konnte, aber in dem hohen Schilf sah man nichts, und man mußte sich an die von den Elefanten getretenen, vielfach sich kreuzenden Pfade halten, auf denen man im Wasser mühsam vorwärts watete, oftmals fiel man bis an die Brust in ein Loch, das nichts Anderes war als die Fußspur eines besonders großen Elefanten. Es war wenig Aussicht vorhanden, die fünf Elefanten zu finden. Mein Diener war eine Strecke weit zurückgeblieben. Er gab plötzlich einen leisen, verabredeten Zischlaut und winkte mich zu sich heran. Ich kehrte um und sah zwischen dem Schilf auf einem schmalen Pfad einen schönen Elefanten mit großen Zähnen stehen, nur 30 Schritt entfernt. Er sah mich gerade an. Ich zielte auf den Rüsselansatz zwischen den Augen, ganz langsam zog ich durch, denn das Jagdfieber war auch diesem Wild gegenüber abgestumpft. Im Feuer brach das Thier zusammen. Als ich neu geladen hatte, zog hinter dem gefallenen Wild ein anderer Elefant vorüber. Er schien mir kleine Zähne zu haben, deshalb schonte ich ihn. Aber er kehrte um, und die Zähne schienen doch nicht so klein zu sein. Ich wartete, bis ich den Schuß genau durchs Ohr abgeben konnte, und streckte das Thier im Feuer nieder. Im selben Augenblick stand schon ein drittes, junges Thier an Stelle der gefallenen, es hatte keine Zähne. Es stieg mit den Vorderbeinen auf die todt daliegenden Gefährten, stieß sie mit dem Rüssel an, lief ängstlich um sie herum und einige Schritte fort. Das arme Thierchen begriff nicht, was geschehen war, es wollte die anderen ermuntern, daß sie aufstehen und weitergehen sollten. Daß eine Unruhe in die ganze Heerde gekommen war, daß ein allgemeiner Ausbruch, eine eilige Flucht stattgefunden hatte, war ihm deutlich geworden, die allgemeine Aengstlichkeit hatte sich auch ihm mitgetheilt, und nun lagen die beiden Kameraden regungslos am Boden und wollten nicht weiter. Ich ging auf zehn Schritte heran, das Thier trippelte hinter den Todten herum; ging ich darauf zu, so stellte es sich mir gegenüber, hob den Rüssel hoch und breitete die Ohren aus. Dann trat es wieder auf die Leiber der anderen, stieß sie mit dem Fuß und dem Rüssel an, ging aber nicht weg. Die

Dunkelheit brach herein. Ich kehrte zurück zu dem erstgeschossenen Elefanten, wo die Askari auf mich warteten. Als wir das junge Elefantenkälbchen allein ließen, stieß es klägliche Trompetentöne aus. Ich schickte eine Anzahl Leute hin, die das Thierchen womöglich lebend fangen sollten. Sie behaupteten, es sei nicht mehr zu finden gewesen. Vermuthlich war ihnen die Sache zu gefährlich, denn stark genug war der Kleine immerhin, um einige Menschen umzubringen. Während der Nacht verließ die ganze Heerde ihre Weidegründe, sie ist ohne Zweifel sehr weit gegangen und hat sich wohl in die Massai-Steppe zurückbegeben, von wo einzelne Heerden in die Flußthäler am Nyanza herüberwechseln. Ich habe am folgenden Tage die drei erlegten Thiere aufgenommen, die Zähne wurden ausgebrochen. Dann ging es am hellen Tage in eiligen Märschen am Mara aufwärts. Wer nun denkt, daß eine so schöne Jagd nur ein großes Vergnügen bedeute, dem sei mitgetheilt, daß ich danach ein furchtbares Fieber bekommen habe. In der Nacht schüttelte mich der Fieberfrost, am Tage konnte ich mich nicht im Sattel halten vor Schwäche und Gliederschmerzen, und doch mußten Eilmärsche gemacht werden, da mich wichtige Befehle nach Muanza zurückriefen.

Das sind meine eigenen Abenteuer bei Elefantenjagden gewesen. Von Kameraden habe ich hier und da noch interessante Schilderungen gehört. Der früh verstorbene Leutnant v. Wulffen erzählte mir, daß er einmal den imposanten Anblick einer Elefantenheerde von 15 Stück gehabt habe, die in einer Reihe nebeneinander standen und in der heißen Mittagszeit Siesta hielten, alle außer einem den Kopf nach der Seite gerichtet, von der v. W. kam.

Dr. E. jagte einmal im Urwald des Kilima-Ndscharo. Er stand mit seinen Begleitern im dichten Gebüsch unter hohen Bäumen. Kein Elefant war zu sehen. Da rauscht es zu ihren Häupten, sie sehen senkrecht nach oben und bemerken nicht ohne Gruseln einen Elefantenrüssel, der sich Baumzweige hoch über ihnen vom Baum herunterreißt. Das Thier stand also einige Schritte von ihnen, aber sie sahen es nicht.

Der Elefant ist das stärkste, klügste und mächtigste Thier der afrikanischen Thierwelt, als das er von den Negern angesehen wird. Kein anderes Thier kann den Kampf mit ihm aufnehmen; wenn sich ja einmal ein gefräßiges Krokodil so weit vergißt, den Elefanten am Bein zu packen, so schleudert er es weg, und hält es noch fest, so schlägt er es gegen einen Baum und befreit sich auf diese Weise von dem Quälgeist. Andere Thiere vermögen die starke Haut gar nicht erheblich zu verletzen. Wenn der Elefant einen Gegner tödten will, so setzt er seinen Fuß darauf, einen Menschen zertritt er, als wenn wir einen Wurm zertreten. Daher das Sicherheitsgefühl, mit dem sich der scheinbar schwerfällige Riese langsam und würdevoll in seinem Weidegebiet bewegt. Er scheint die Gefahr nicht zu kennen, geschweige denn zu fürchten. Da er sehr schlecht sieht, so kann man bis auf einige Schritte herantreten, ohne von ihm bemerkt zu werden, wohlgemerkt, wenn ihm der Wind nicht ein verdächtiges

Geräusch oder den Geruch des Jägers zuträgt. Wo er noch gar nicht gejagt ist, wird er sich natürlich auch darum nicht kümmern, wo er aber die Gefahr kennen gelernt hat, die ihm vom Menschen droht, ist er äußerst vorsichtig und zieht wie jedes Thier die Flucht dem Kampfe vor. Ist er gereizt und greift er an, so kann man nur aus seinem schlechten Gesicht noch den Vortheil ziehen, daß man ihm einen Gegenstand, etwa ein Taschentuch oder den Rock, hinwirft und sich selbst möglichst unsichtbar macht, dann läßt er seinen Zorn an dem aus, was er zuerst erreichen kann. Bei dem stark rauchenden Schwarzpulver würde er auf den Pulverdampf losgehen. Der beste Schuß ist der auf den Rüsselansatz direkt von vorn her; denn das Gehirn ist an dieser Stelle nicht von Knochen, sondern nur von den Knorpeln der Nasenhöhle gedeckt. Ein Schuß, der jedes Thier blitzartig fällen muß, ist der zwischen Schädel und Halswirbelsäule, der Zielpunkt dafür ist ein bis zwei Finger breit hinter das Ohr. In diesem Fall zerstört die Kugel die Nerven, die Herz und Lunge in Bewegung erhalten. Ich habe viele Versuche in dieser Hinsicht angestellt und habe stets die Thiere im Feuer zusammenstürzen sehen, wie vom Blitz erschlagen, keins hat noch einen Athemzug gethan, nur die Muskelkrämpfe beim Absterben stellen sich noch ein. Aufs Blatt zu schießen, empfiehlt sich beim Elefanten nicht. Der Elefantenjäger Krochenhauer soll einem Elefanten aus nächster Nähe über 20 Kugeln in die Brust geschossen haben, ehe dieser niedergestürzt ist. Das Herz wurde herausgenommen und zeigte Schußkanäle von vier Kugeln, die quer hindurchgegangen waren. Ein guter Schuß soll der ins Bein, womöglich ins Knie sein, der Elefant kann seinen gewaltigen Körper nicht auf drei Beinen fortbewegen und steht dann still. Graf Telecky hat damit gute Erfolge gehabt, und die Wandorobo wissen sich diese Kenntniß zu Nutze zu machen. Nackt, den Leib mit Fett glatt und geschmeidig gemacht, nur mit ihrem Schwert oder dem Speer mit der haarscharfen, meterlangen Klinge bewaffnet, schleichen sie den Elefanten von hinten an und durchschneiden ihm die großen Sehnen am Hinterbein, dann kann er nicht von der Stelle und wird getödtet.

Die Neger fürchten den Elefanten als das stärkste Thier, und sie haben den größten Respekt vor seiner Klugheit. In ihren Sagen spielt er immer die Rolle des Vornehmen, Weisen, Gewaltigen, des Herrn mit aller Würde und Hoheit. Bei der geschilderten Jagd auf den zweiten Elefanten war auch der Bruder des Sultans von Muanza in die Lage gekommen, sein Gewehr auf den Elefanten abschießen zu können. Er ist der muthigste und intelligenteste Neger, den ich am Nyanza kennen gelernt habe. In diesem Fall hat er aber vorgezogen, sich sofort, nachdem er vorbeigeschossen hatte, der Länge nach in den dichten Papyrussumpf hinzuwerfen, um dem Zorn des Elefanten zu entgehen. Vier Wochen nach der Jagd kam der Mann sehr bedrückt in meine Wohnung und fragte, ob ich auch wisse, daß die Elefanten große Zauberer seien, der von uns erlegte habe z. B. sicher Zauberei gemacht, um sich zu rächen, von den Leuten seines Dorfes seien in dieser kurzen Zeit schon drei gestorben. Jetzt sei er besorgt, daß der Elefant auch an mir Rache nehmen könne,

ich möchte doch einen Brief in meine Heimath schreiben und mich erkundigen, ob vielleicht mein Vater oder sonst Jemand von den Meinigen gestorben sei. Ich beruhigte den Besorgten, indem ich ihm versicherte, daß mein Vater längst gestorben sei, meine übrigen Angehörigen seien gesund. Der Elefant könne Keinem etwas thun. Ich wisse das genau, denn zu meinem Beruf gehöre es, daß ich die Thiere innen und außen ganz genau kenne, Zauberei sei nicht dabei, kein Thier noch Mensch könne zaubern, nur Gott könne Alles, außerdem glaube ich nur an einen Zauber, das sei meine Büchse, dieser Zauber sei, wie er gesehen habe, stärker als aller andere. Mit dieser Erklärung gab er sich zufrieden.

Die Elefanten haben außer dem gewöhnlichen Heerdentrieb noch ein stärkeres Gefühl der Zusammengehörigkeit. Der junge Elefant, den ich bei der oben beschriebenen dritten Jagd geschont habe, war vielleicht acht Jahre alt, gesäugt wurde er also längst nicht mehr, wenn auch die Zeit des Säugens drei Jahre dauern mag, aber er verließ die beiden Thiere, mit denen er stets zusammengehalten hatte, nicht. Eine wahrscheinlich richtige Beobachtung derart behaupten die Eingeborenen gemacht zu haben. Wenn ein Thier bei Elefantenjagden angeschossen und durch Blutverlust so geschwächt ist, daß es mit der fliehenden Heerde nicht gleichen Schritt halten kann, so wird es von zwei kräftigen Thieren in die Mitte genommen, diese drängen ihre Schultern gegen den Leib des kranken Thieres und tragen und stützen es auf diese Weise, daß es schneller folgen kann.

Eine Sage der Wassukuma vom Elefanten will ich noch erzählen, in der die verschiedenen Thiere ihre charakteristischen Rollen spielen. Der Elefant ist der hohe Herr, im Besitz des Reichthums vermöge seiner Klugheit und überlegenen Kraft, der Hase ist das, was in der deutschen Sage der Fuchs ist, listig, schlau, diebisch. Der Reiher ist dumm, zu nichts recht zu gebrauchen.

Der Elefant hatte sich eine Pflanzung (Schamba) angelegt und ging täglich hin, um zu fressen. Da bemerkte er, daß jede Nacht, während er schlief, ein Dieb in die Schamba schlich und Feldfrüchte fraß, natürlich war es der Hase. Nun legte sich der Elefant wieder hin und that, als ob er schliefe, aber er wachte und lauerte dem Dieb auf. Der Hase schlich herein, und mit einem Griff des Rüssels fing ihn der Elefant. Der Hase sollte sterben und jammerte sehr, er bat den Elefanten, ihm nur noch dies eine Mal das Leben zu schenken, er wolle ganz gewiß nicht wieder stehlen. Der Elefant ließ ihn laufen. Aber bald darauf erwischte er ihn schon wieder beim Stehlen. Der Hase jammerte wieder, was für schrecklichen Hunger er gehabt habe, und der Elefant ließ sich wieder erweichen, er erlaubte dem Hasen sogar, daß er in der Pflanzung blieb, aber stehlen sollte er nicht. Der Hase schlug ihm vor, er wolle sich des Nachts auf das Ohr des Elefanten legen, damit dieser sogleich merken könne, wenn der Dieb zum Stehlen ginge. Des Nachts legte sich der Elefant hin, der Hase schlief auf seinem Ohr. Aber der Dieb konnte das Stehlen nicht lassen. Er legte sich einen Herdstein zurecht, und des Nachts schlüpfte er vom Ohr weg und legte statt seiner den Herdstein

darauf. Der Herd besteht aus drei großen Lehmklumpen, zwischen denen das Feuer brennt, während der Kochtopf oben darauf gesetzt wird. Diese Herdsteine werden sehr trocken und beim Austrocknen sehr leicht, außerdem sind sie weich und vom Feuer warm, sie haben etwa die Größe eines Hasen — der Elefant bemerkte daher nicht, daß der Hase ihn wieder hinterging, bis er es an den fehlenden Früchten seiner Schamba sah. Nun sollte aber der Hase sterben. Der Sünder gestand seine Schuld demüthig ein und bat sich nur als letzte Gnade aus, daß ihn der Elefant mit dem Herdstein todtwerfen möge, das sei für ein kleines Thier der schnellste und sicherste Tod. Der Elefant ging darauf ein und ergriff den lockeren bröckelnden Herdstein, der Hase duckte sich und — puff — zerstäubte der trockene Erdkloß zu einer dichten Wolke, unter deren Schutz der Hase entwischte. Wüthend lief ihm der Elefant nach und sah, wie der Schlaukopf in den langen und engen Erdgang eines Stachelschweinbaues hineinschlüpfte, da sollte er ausgehungert werden. Der Elefant rief einen großen Reiher heran und befahl ihm, vor dem Erdloch als Wachtposten stehen zu bleiben. Der Hase saß still in dem dunkelen Loch und überlegte, wie er entkommen könne. Der Reiher zog ein Bein hoch und den Kopf an die Brust, so waltete er in Ruhe, auf einem Bein stehend, seines Amtes. Nach einiger Zeit rief ihn der Gefangene an und sagte: „Du, wenn Du so schläfrig dastehst, kann ich mich fortschleichen, dann geht es Dir beim Elefanten schlecht. Mach die Augen auf und sieh auch von Zeit zu Zeit herein, ob Dein Gefangener noch da ist.“ Der Reiher sah das ein und stierte bald danach in das dunkle Loch hinein, dabei riß er die Augen weit auf. Der Hase warf ihm mit der Pfote eine Ladung Sand hinein, daß ihm das Sehen verging. Fort war der Dieb, und als der Elefant kam, sah er weder den Reiher vor noch den Hasen in dem Erdloch. Der Reiher saß schuldbewußt auf dem nächsten Baum. Wüthend rannte der Elefant hin und riß den Baum aus, um den Reiher zu bekommen, der flog auf den nächsten Baum, der Elefant riß auch diesen um, und so ging es immer weiter.

## 2. Straußenjagd.

Der erste Strauß, den ich in der Wildniß gesehen habe, stand in der Mbala=Steppe, die einige Tagereisen südlich des Nyanza liegt, es war auf dem Marsche nach Muanza. Etwa 200 m vom Wege stand ein großes schwarzes Thier, das zwischen den Dornbäumchen hindurch nicht genau zu erkennen war, es bewegte sich langsam und schwerfällig. Wir sprachen es für einen Büffel an. Die erste Kugel streckte das Thier im Feuer nieder. Als wir herantraten, lag ein großer männlicher Strauß am Boden. Die Kugel war durchs Rückgrat gegangen. Infolgedessen waren die Beine gelähmt, aber der Hals und Kopf bewegten sich. Das Thier wurde schnell getödtet. Das Rückenfell und die beiden Flügel, der Kopf und die Füße wurden mitgenommen. Ein Stück Fleisch ließ ich braten, um es zu kosten, es war jedoch zäh und sehnig, der Geschmack wie von Rindfleisch.

Interessanter war die zweite Straußenjagd. Ich habe dabei meinen besten Schuß gethan.

In Ssengerema bei Mapuli lagerte meine Karawane während einer Erholungsexpedition, zu der ich nach langen schweren Fiebern Urlaub bekommen hatte. Ein Neger, der gehört hatte, daß ich jagen wollte, kam und meldete, daß er in der Steppe einen Strauß habe brüten sehen, es seien viele Eier im Nest. Wir zogen hin, um das zu sehen. Der Chenzi fand erst das Nest nicht wieder, ich fühlte mich matt, legte mich ins Gras und glaubte schon nicht mehr an die Geschichte. Als ich mich aber wieder aufrichtete, kam Mapuli geschlichen und winkte: „Der Strauß sitzt auf dem Nest.“ Wir pürschten uns auf 30 Schritte an, der Strauß hörte und sah nicht, er hatte den Kopf unter den Flügel gesteckt und schlief. Wie ein Erdhaufen sah er aus. Ich nahm die Schrotflinte, um damit auf Hals und Kopf zu schießen.

Plötzlich springt das große Thier auf und weiß sich erst nicht zu besinnen, wohin es laufen soll. Ich brenne beide Schrotladungen ab. Ja, das ist für so großes Wild nur wie ein Peitschenhieb, höchstens dient es dazu, daß das geängstete Thier seine rasende Flucht noch mehr beschleunigt. Den Hals weit nach vorn gestreckt, die herrlichen bauschigen Flügel wogend ausgespannt, jagt der Strauß hinter Bäumen entlang. Er scheint zu entkommen. Halt, dort ist eine Lücke, die er passiren muß! 150 m! Krach!

Im Feuer bricht der Strauß zusammen. Die Kugel hat ihn prachtvoll diagonal durchschlagen und das Rückgrat zertrümmert, ein großer Vortheil, da die guten Federn infolgedessen nicht mit Blut beschmiert werden.

Das Nest war eine ganz seichte Vertiefung im Sande, 14 Eier lagen darin. Die Chenzi müssen ihre Kleider hergeben. Der Strauß wird in den einen Lappen eingebunden, zwei Stangen werden hindurchgeschoben, und vier Männer tragen; die Eier werden in dem anderen Lappen auf dieselbe Weise befördert, und heimwärts geht es mit der guten Beute. — Die Eier wollte ich nicht zerstören und ließ sie ganz wie sie waren, ohne sie anzubohren. Am liebsten hätte ich einmal ein Straußenei gegessen, aber alle waren stark angebrütet. Die Boys bewahrten den Eiervorrath in der Küchenhütte auf, da war es schön warm, und am zweiten Tage ging es: „Piep, piep!“ Zwei Eier wurden angepickt und ein Sträußchen rappelte sich hervor, während das andere nur ein Fensterchen gepickt hatte, um sich die Welt einmal anzusehen und gleich zu sterben. Wir gingen auf die Reise, das ausgeschlüpfte Thierchen wurde mitgenommen. Am vierten Tage kommt Hamiß: „Es piepst wieder ein Strauß im Ei.“ Die Eier hatten unter dem Sonnensegel des Zeltes gelegen und hatten kalte Nächte bekommen. Das schadete Alles nicht. Als am nächsten Tage die erste Rast auf dem Marsche gemacht wurde, legten wir den halb ausgekrochenen Strauß in seiner Eierschale auf den Weg, und nach einigen komischen Anstrampelungen sitzt er mit einem Ruck draußen, weich und fett und wabbelig, aber munter.

Das zuerst ausgekrochene Straußenküchlein kam bald wieder um sein junges Leben. Die Boys hatten sein Ei, als es darin piepste, nahe ans Feuer gelegt, leider aber so nahe, daß der Kleine mit einer großen Brandwunde am Rücken zur Welt kam, mehrere andere waren auf diese Weise ebenfalls behandelt und im Ei umgebracht worden, der Erstgeborene verschlang außerdem alles Weiße, mit Vorliebe weiße Steinchen, aber kein Futter. Er starb, ehe wir nach Muanza kamen. Da die kleinen Strauße alles Weiße aufpickten, so fütterten wir nunmehr Reis, und dabei gedieh das einzig übriggebliebene Kleine vortrefflich. Ich dachte nicht, daß es noch einen Kameraden bekommen sollte. Es waren schon zwölf Tage vergangen, seit wir die Eier gefunden hatten, da erhielt ich die erfreuliche Mittheilung: „Ein Strauß piept im Ei.“ Frisch-fröhlich schlüpfte er aus, und die beiden munteren Dinger wuchsen alle Tage, daß man es sah, sie fraßen gut und konnten so flink laufen, daß es eine Freude war. Sie waren nach einem halben Jahr, als sie zur Küste gebracht wurden, fast zwei Fuß hoch.

Noch einmal bin ich auf Strauße zum Schuß gekommen. Es war in Meatu, der äußersten Landschaft des Bezirks Muanza gegen die Massai-Steppe hin. Eine Straußenheerde von etwa 15 Stück graste an einem sanften Hügel. Die Entfernung war über 1 km, das Anpürschen schwierig, da nur vereinzelte Büsche Deckung boten. Endlich konnte ich schießen, und da zeigte es sich, daß die Strauße in dieser Gegend noch gar nicht gejagt waren, sie grasten nach dem ersten Schuß ruhig weiter. Das getroffene Thier lag sofort regungslos am Boden. Ich schoß schnell nacheinander drei Stück. Dann ging die Heerde flüchtig ab.

Von Meatu ging ich genau in östlicher Richtung weiter. Es zeigten sich öfter Strauße in der Steppe, aber immer nur wenige, und diese waren scheu. — Am Eyassi-See mit seiner schneeweißen Salzebene, hinter der die himmelhohen geraden Sandsäulen vom brausenden Winde aus der Ferne herangeschoben wurden bis weit in den flachen trockenen Grund des Sees hinein, gab es ein wunderbar feines plein air-Bild, wenn eine Straußenheerde durch die lichtüberfüllte, flimmernde, flirrende, zitternde und schwebende Luft am diesseitigen Ufer vorübertanzte. Die Strahlen der Mittagssonne spielten zwischen dem strahlenden Himmel und der strahlenden Salzebene grell durcheinander, daß die Augen fast erblindeten. Und durch dieses Weben der Lichtstrahlen schwebten und tänzelten die zierlichen Thiere dahin, einmal fast verschwindend als verschwommene, schwarze Silhouette, dann wieder zart gezeichnet bis in die feinen Flügelfedern, wie Balleteusen, von flitternden Spitzen und Musselinkleidchen umwogt.

Auf dem Mutyek-Plateau am Manjara-See vollzog sich eine Scene, bei der immer der Stärkere sein Recht geltend machte. Ein Strauß, der in der offenen Grassteppe sein sandiges Nest voll Eier gelegt hatte, erhielt in seiner Abwesenheit ungebetenen Besuch, nämlich eine große Krähe; sie

hackte eins der schönen großen Eier an. Da kam ein Schakal und verjagte die Krähe, die schimpfend und krächzend auf einen Strauch flog. Der Schakal soff das Ei aus, dabei war er so gierig, daß er alle Wachsamkeit vergaß, eine Büchsenkugel streckte ihn nieder, und die Menschen nahmen die ganze Beute, dazu das Fell des Schakals.

Der männliche Strauß hat schwarze Federn, nur die großen Flügelfedern und die Schwanzfedern sind weiß. Der weibliche Strauß ist braun. Junge Strauße sähen mit ihren kleinen starren grauen Haarbündelchen beinahe wie ein Igel aus, wenn sie sich nicht durch Hals und Beine davon unterschieden. Das Weibchen ist nicht die herzlose Mutter, die nur Eier legt, weil sie nicht anders kann und der lieben Sonne das Brüten überläßt. Gewiß kann sie ihre Eier ohne Schaden für diese auf längere Zeit verlassen, aber sie bleibt immer in der Nähe. Kommt ein Mensch an das Nest, so findet er deswegen kein Mutterthier vor, weil es den Feind längst bemerkt hat und geflohen ist. Wenn die Jungen nahe am Ausschlüpfen sind, so sitzt der Strauß beim Brüten fest, und so habe ich ihn zu sehen Gelegenheit gehabt. Die Straußenmutter verläßt auch die ausgeschlüpften Jungen nicht und diese ihre Mutter ebenso wenig. Bei einer Heerde sieht man bisweilen ein Mutterthier, dem die Kleinen immer eifrig an den Fersen bleiben. Die Beinchen gehen so flink, daß man sie nicht sieht. Wenn die Jungen trotzdem sehr leicht ohne Mutter aufwachsen, so muß man doch auf die Fütterung Acht geben. Alles Glänzende wird aufgepickt und verschluckt, ein Straußenmagen kann die unmöglichsten Gegenstände enthalten. Ein Europäer reparirte seine Bettstelle, die dazu erforderlichen Kupfernägel hatte er neben sich liegen. Als er von seiner Arbeit aufsah, umstanden einige junge Strauße die Nägelkiste und fraßen auf die blanken Kupfernägel los. Wir hielten auf der Station immer einige junge Strauße, die von Eingeborenen zum Verkauf angeboten waren. Die Thierchen sind ausnahmslos herangewachsen zu sehr stattlichen Exemplaren, und zwar fast ohne Pflege. Des Nachts standen sie im Gehege der Rinder, am Tage weideten sie bei der Station. Lange Zeit war kein Hirt zur Wartung der Thiere angestellt, dann bat gelegentlich einer von den thierliebenden Mtussi um den Posten des Straußenhüters. Er bekam monatlich höchstens 3 Rps. (4,20 M.) Diese Leute haben eine bewundernswerthe Begabung für die Behandlung von Thieren, namentlich mit Rindern gehen sie um, wie ein Dresseur mit Hunden. Die Strauße wußten schon nach einigen Tagen ihren Pfleger zu schätzen. Sie ließen sich auf die Weide treiben, nachmittags kamen sie an den Strand und badeten mit wahrer Wollust. Der Hirt brauchte ihnen nur die flache Hand an den Leib zu legen, dann ließen sie sich von ihm leiten, wohin er sie haben wollte. Er hielt ihnen spielend die Finger in den Schnabel, dann knabberten sie daran. Wenn sie fremde Menschen angreifen wollten, so klopfte der Mtussi mit seinem kurzen Stöckchen vor ihnen auf die Erde und sie wichen zurück. Gegen andere Menschen wurden die Thiere sehr bösartig, namentlich wenn sie gereizt wurden. Sie verfolgten ihre Peiniger und schlugen mit den Beinen nach

ihnen. Einem großen Jungen wurde vom Strauß ein Loch in die rechte Schläfe geschlagen, aus dem das Gehirn heraushing. Ich habe die Wunde monatelang behandelt.

Emin Pascha hatte einen Boy, der alle Gefahr während des Aufenthaltes in Centralafrika mit seinem Herrn überstanden hatte, bis Emin Pascha nach Dar-es-Salâm in Sicherheit gebracht war, und hier, auf der Straße, begegnet der Boy einem bösartigen Strauß, der ihn niederwarf und ihm solange auf der Brust herumtrampelte, bis der Mensch todt war.

Ungefährlich sind die Thiere also nicht, aber sehr leicht zu züchten. In Muanza und Kondoa wird man von Eingeborenen für billiges Geld junge Strauße aufkaufen können. Kostspielige Häuserbauten sind nicht nöthig, ein Dornengehege mit einem Schutzdach genügt, die Hüter sind billig zu haben. Ein nicht zu anspruchsvoller Europäer könnte ein solches Unternehmen leicht mit Vortheil durchführen.

## 3. Löwenjagdgeschichten.

Ich bin ziemlich lange in Afrika gewesen, bis ich einen Löwen zu Gesicht bekommen habe. Der Löwe geht in der Dämmerung oder in Mondscheinnächten auf Raub aus, am Tage liegt er in seinem Versteck. Man bekommt ihn daher nur ausnahmsweise zu sehen, aber das gewaltige Gebrüll ist oft zu hören und es hat oft in wildreichen Gegenden nahe bei dem Lager dröhnend die Luft erschüttert und die Schläfer geweckt. Während einer Flußpferdjagd am Simiju hörten wir am Abend, als eben die Sonne untergegangen war und eine ungewöhnlich mondhelle Nacht über der Flußniederung ruhte, Löwengebrüll. Es wiederholte sich und kam näher. Ich konnte der Jagdlust nicht widerstehen, legte den Gürtel mit dem Revolver und Jagdmesser an, um für einen Nahkampf gerüstet zu sein. In die Schrotflinte lud ich zwei Kugelpatronen, die auf 20 Schritte vermöge ihres großen Kalibers eine sehr viel größere Wirkung versprachen als das kleine Geschoß der Büchse. Auf weiter als 20 Schritte sieht man selbst im hellsten Mondschein kein Wild von der Farbe und Größe des Löwen. Einen Askari nur nahm ich mit und folgte der Richtung, in der wir den Löwen brüllen hörten. Thatsächlich kamen wir näher, dann aber verstummte das Gebrüll längere Zeit. Ich blieb stehen, hohes gelbes Gras umgab uns bis an die Brust und weithin war die flache Steppe ebenso bewachsen. Der Askari, der mir bisher dicht auf den Fersen gefolgt war, ohne einen Laut zu sprechen, fing jetzt an auf mich einzureden und mir die Aussichtslosigkeit der Jagd vorzustellen. Ich sah jetzt erst, daß ich mich vom Jagdeifer zu einer großen Unbesonnenheit hatte hinreißen lassen. Der Löwe konnte sich an uns auf drei Schritte anschleichen, ohne daß wir ihn bemerkt hätten. Dann wäre er gesprungen und hätte einen von uns sofort erschlagen, ehe an Gegenwehr zu denken gewesen wäre. Das Thier nun gar zu erlegen, war einfach unmöglich. Auffälligerweise hatte der Löwe, als er unsere Nähe gewittert hatte, vor-

gezogen, sich vor uns in Sicherheit zu bringen; nachdem er das letzte Mal etwa 200 m von uns entfernt sein lautes Gebrüll hatte ertönen lassen, wurde er nicht wieder gehört.

Daß ich eine Unklugheit beging, als ich nachts in der Grassteppe einen Löwen anpürschte, davon mögen folgende Tagebuchblätter zeugen, die eins meiner ersten Erlebnisse im Bezirk Muanza schildern.

12. Oktober 1898.

„Wahed! — Edneen! — Talata! — Tamân! — Nummer eins! — zwei! — drei! — gut!"

Die Wachen rufen sich auf arabisch die Nummern ihres Postens zu. Ich liege in der öden, wasserlosen Mbala-Steppe, drei starke Tagemärsche südlich von Muanza. Es ist dunkle Nacht geworden, als ich auf der Stelle ankam, wo ein Europäer vor sechs Tagen spurlos verschwunden ist. Der Unteroffizier, der heute vorausgeschickt wurde und die Spuren verfolgt hat, liegt jetzt in seinem Zelt, er hat den Sonnenstich bekommen, fiebert und phantasirt. Hoffentlich geht er nicht auch noch zu Grunde.

14. Oktober 1898.

Wahed! — Edneen! —

Die Askari schreien aus voller Lunge, um das Toben des Gewitters zu übertönen und die rundum heulenden Raubthiere zu verscheuchen. Wir haben den Platz gefunden, wo der vermißte Europäer von wilden Thieren zerrissen wurde. Es ist eine traurig öde Steppe. Ich selbst bin gerade auf die Stelle gestoßen, wo alle Waffen und Kleidungsstücke zerrissen und verstreut umherliegen. Ein Neger, der in der weit ausgeschwärmten Kette neben mir ging, sah als Erster den weißen Tropenhelm, er rief: Der Hut, das Gewehr, alle Sachen.

15. Oktober 1898.

Endlose Blitze, knatternder Donner, Hyänengeheul, Menschengeschrei. Es ist eine grausige Nacht gewesen. Ich hatte mir eine Hütte aus Zweigen und Stroh bauen lassen. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit legte ich mich darunter auf Stroh nieder, hüllte mich in die Reitthierdecke und lehnte den Kopf gegen den Sattel, gleich darauf brach ein furchtbares Sturmgewitter los. Die Schutzhütte sank um, der Sturm wehte das Stroh über mich und schüttete mir Ameisen dazu über den Leib. Der Regen schlug mit dicken Tropfen durch die Satteldecke, nachher wurde sie dicht, ich lag in einem Dampfbad und schlief einige Stunden sehr fest. Nur einmal, um ein Uhr, stand ich auf. Die Leute schliefen nicht, schreiend stapften sie im Regen umher, der schwarze Boden war zum Sumpf geworden, die Feuer waren erloschen. Die pechschwarze Finsterniß wurde von blendend grellen Blitzen sekundenlang erhellt. Die ganze Nacht tobte das Ungewitter. Am anderen Morgen war Alles todmüde, die Leute froren in ihren nassen Tüchern. Dem verängstigten Maulthier wurde der Aufenthalt so unerträglich, daß es ausbrach und schnurstracks

quer durch die Steppe zu dem Lager des Unteroffiziers lief, wo es über und über mit Schlamm bedeckt eintraf. Es mochte in der Nacht auch einen Löwen gewittert haben, dessen Spuren bis in die Nähe unseres Dorngeheges führten, 25 Schritte von uns entfernt war in dem Schlamm ein Abdruck, wo die Bestie auf der Lauer gelegen hatte.

Mbala-Steppe zwischen Muamara und Nindo, 14. Oktober 1898.

Der Du die Menschen lässest sterben. — Heute $9^1/_2$ Uhr vormittags fand ich mitten in der Steppe die Ueberreste des Beamten der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, Warnke. Er ist am 6. Oktober mit einer großen Karavane auf dem Wege Nindo—Nera marschirt, sein letztes Lager war in der wasserlosen Steppe. Er brach morgens 6 Uhr auf. Um 8 Uhr wurden ihm Strauße gezeigt. Er schoß und ging nach, seinem Boy befahl er, mit dem Reitthier auf dem Wege zu warten. Seitdem wurde keine Spur von ihm entdeckt, bis heute, wo sich die deutlichen Zeichen fanden, daß der junge, ungewöhnlich starke Mensch einen schrecklichen Tod gefunden hat. Ich vermuthe nach allen Anzeichen, daß er die Strauße zuerst in östlicher Richtung verfolgt hat, dann hat er gesehen, daß er sich verirrt hat, und in der vollständig einförmigen Steppe ist keine Möglichkeit, sich anders als durch den Stand der Sonne zu orientiren. Es ist indessen Mittag geworden, so daß auch nach der im Zenith stehenden Sonne die Himmelsrichtung nicht mehr zu bestimmen war. Endlich hat Warnke einen Fußpfad gefunden, der quer durch die Steppe von Muamara nach Nindo führt, also Richtung Südwest. Diesen Weg hat W. verfolgt, bis es Nacht wurde. Dann war der Weg wohl nicht mehr zu erkennen, W. war müde, hungrig und durstig, er befand sich in einem Busch von kleinen unbelaubten Bäumen. Unter einem der Bäumchen, dicht am Wege, hat W. Halt gemacht und hat geschlafen. Eine offene Schachtel mit Zündhölzern deutet an, daß er mehrmals Licht angezündet hat, vielleicht, um nach der Uhr zu sehen. Büchse und Revolver haben neben ihm gelegen, die hohen Stiefel hat er wahrscheinlich ausgezogen. Plötzlich ist er von einem Löwen überrascht worden. Er hat den Schrot- und Kugellauf abgeschossen. Beim Laden hat er ein besonderes Unglück gehabt, indem er in der Hast eine Kugelpatrone in den Schrotlauf der Büchsflinte schob, so daß das Gewehr versagte. Einige Revolverschüsse mag er noch abgegeben haben, dann ist der Löwe gesprungen und hat ihn offenbar sofort getödtet.

Unter dem Baum lagen die Waffen, Zündhölzer, Rock, Tropenhelm und andere Gegenstände, die W. abgelegt hatte, weiterhin verstreut einige Kleidungsstücke, endlich wurden auch Ueberreste des Verunglückten selbst gefunden.

Der Befund wurde amtlich aufgenommen, ich setzte dem Todten, der mir während der Fahrt auf dem Dampfer von Neapel nach Zanzibar ein lieber Bekannter gewesen war, ein Holzkreuz, in das ich eine Inschrift einschnitt. Die Ueberreste wurden nach Muanza überführt und dort mit allen Ehren auf dem Friedhof beigesetzt.

Diese Erlebnisse konnten schon zur Vorsicht mahnen. Aber der Löwe ist doch ein zu edles Wild, als daß man es ungejagt lassen könnte. Bei der Station Muanza nahm außerdem die Löwenplage überhand. Das Gebiet gegen Usmao hin war früher dicht bewohnt, überall sah man noch die Ueberreste von Dörfern und die zugewachsenen Furchen der Aecker. Seit einigen Jahren zogen sich die Leute mehr und mehr aus der Gegend zurück, der Sultan der Landschaft Muanza verlegte seinen Sitz sogar an den See, und von Jahr zu Jahr wurde die Steppe größer. Fragte man die Leute, warum sie wegzögen, so antworteten sie: Wegen der Löwen. Das Thal, das zu dem verlassenen Sultansdorf führte, wurde von den Europäern „Löwenthal“ genannt. Der Sultan veranstaltete Löwenjagden, aber immer glaubten wir nicht recht, daß so nahe bei der Station Löwen sein könnten. Ein Mann wurde ins Lazareth eingeliefert, er hatte am Halse tiefe Wunden, die ihm ein Löwe mit den Krallen geschlagen hatte. Das Thier war durch das Geschrei des Mannes und seiner Begleiter wieder verscheucht worden. Ich ließ nun Fallen aufstellen und bekam in einem halben Jahre aus der einen Gegend acht Löwen, meist sehr große Thiere, außerdem erlegten die Eingeborenen noch eine ganze Anzahl. Zu dieser gefährlichen Jagd bietet der Sultan alle waffenfähigen Männer auf. Die Gegend, in der der Löwe sein soll, wird umstellt und es beginnt unter lautem Lärmen und Schreien ein großes Kesseltreiben. Zuletzt versteckt sich der Löwe in einem Kornfeld oder Gebüsch, der Kreis der Jäger wird immer enger, und wenn sie nahe genug sind, werfen sie Alle den Speer und schießen ihre Giftpfeile ab, so daß das Thier ganz durchlöchert wird, oft genug stürzt es sich noch auf einen der Krieger und zerfleischt ihn, dann benutzen die übrigen den Augenblick, um von allen Seiten gleichzeitig über den Löwen herzufallen. Wenn er längst schon todt ist, sticht noch Jeder, der vorher keine Gelegenheit dazu hatte, seinen Speer hinein, um ihn blutig zu färben, und jeder Einzelne behauptet, er habe den Löwen erschlagen.

Obwohl damals in der Umgebung der Station so viel Löwen unschädlich gemacht waren, kam kurz vor meinem Abmarsch noch ein Löwe in der Nacht durch das Askaridorf geschritten, ging über den Exerzirplatz, dann am Posten vorüber auf mein Wohnhaus zu, und ging um dieses herum. Der Posten weckte die Wache. Sie sahen im Dunkeln das Thier, konnten es aber nicht erkennen. „Vielleicht ist es eine Hyäne,“ sagte der Eine; sie warfen mit Steinen danach und merkten nun an dem verdrießlichen, aber eindringlich lauten Knurren, daß sie einen Löwen vor sich hatten. Am anderen Morgen zeigten sie mir im Sande die deutlichen Fußspuren, die einem sehr großen Löwen angehörten.

Der Bischof Hirth erzählte eine echt afrikanische, aber durchaus verbürgte Geschichte, die sich nahe bei der Mission Bukumbi, drei Stunden von Muanza zugetragen hat. Die Geschichte ist kurz: Ein Unterhäuptling von Bukumbi lebte mit der einen von seinen Ehehälften in Unfrieden. Als er sie eines Nachts in ihrer Hütte besuchte, entspann sich der alte Streit, das resolute Weib warf den Mann zur Hütte hinaus. — Draußen stand ein Löwe, der nahm den Mann in Empfang und verschwand mit ihm.

Eine entsetzliche Scene spielte sich an der neu erbauten englischen Eisenbahn Mombassa—Nyanza ab. Bei einer Eisenbahnstation erschien jede Nacht ein Löwe und beunruhigte Menschen und Vieh. Drei Europäer beschlossen, das edle Wild zu erlegen. Sie ließen einen Eisenbahnwagen auf ein Nebengeleise schieben und setzten sich in einem Coupé auf den Anstand, tranken tüchtig Grog und vertheilten das Löwenfell, das sie noch nicht hatten. Dann legten sich zwei schlafen, der Dritte, den die erste Wache traf, setzte sich an einen kleinen Tisch und — schlief auch ein. Er erwachte von einem Geräusch, und als er sich umsah, erblickte er im Coupé einen Löwen, der dem einen Schläfer die Pranken auf die Brust gelegt hatte, er stürzt entsetzt zur Thür hinaus, die Thür schlägt hinter ihm ins Schloß. Von dem Lärm erwacht der andere Schläfer und sieht den Löwen, er will zur Thür hinaus, diese ist fest zu, er flüchtet kopfüber zum Fenster hinaus. Wie er hindurchgeschlüpft ist, erscheint unbegreiflich, denn die Fenster sind sehr schmal; noch unbegreiflicher erscheint es aber, wie es der Löwe angefangen hat, daß er mit einem Menschen im Rachen durch dasselbe enge Fenster hindurchgesprungen ist. Von dem Mann, den der Löwe gepackt und durch das Wagenfenster hindurch mitgenommen hat, ist nie wieder etwas gesehen worden. Nur eine Blutspur war eine Strecke weit sichtbar.

Besser zog sich ein Offizier unserer Schutztruppe aus der Affaire, als ihn ein Löwe schon im Rachen hielt. — Leutnant B. stieß bei einer Jagd ganz unerwartet auf fünf Löwen. Zwei davon schoß er ab und verwundete noch eine alte Löwin. Diese sprang und packte ihn, er stürzte zu Boden, das Raubthier lag auf seinem Rücken, er blutete aus einer großen Wunde. In dieser unheimlichen Situation besaß B. die Kaltblütigkeit, seine Repetirbüchse neu zu laden, den Lauf über seine linke Schulter hinweg nach hinten zu richten und die Löwin mit einem Schuß in den Hals zu tödten.

Immerhin hatte er noch lange an der großen Wunde und einige Zeit unter nervöser Schreckhaftigkeit zu leiden, erholte sich aber vollständig.

Ich habe in Ikoma, einer damals noch nicht erschlossenen Landschaft, ein Abenteuer erlebt, das ich als ein großartiges Naturschauspiel bezeichnen muß. Ich jagte in einer weiten Thalmulde, die theilweise mit Gras, theilweise mit hochstämmigen lichten Wäldern bestanden war. Zebra und Leierantilopen standen in Heerden beisammen, zeigten aber einige Unruhe, die ich mir erklären konnte, als von fernher das Gebrüll eines Löwen dröhnend herüberdrang. Nach zehn Minuten brüllte der Löwe wieder, und diesmal weit näher als vorher. Ich stand vor einer Zebraheerde von ungefähr 200 Stück. Alle richteten die Ohren nach der Gegend, aus der das Gebrüll herüberschallte, dann, als es verklang, raste die große Heerde davon, daß von dem Hufgetrappel der Boden bebte. Nach einigen Minuten brüllte der Löwe wieder, und aus der Gegend, in der die Zebras verschwunden waren, kam ein dumpfes Geräusch, das immer stärker wurde. Die Sonne war eben untergegangen, der Himmel war bewölkt,

es war kein gutes Licht mehr, endlich nach einigen bangen Minuten sah ich auf 150 m durch den lichten Hochwald eine Heerde Leierantilopen vorüberstürmen, in kurzen Abständen folgten zwei sehr große Zebraheerden, dann wieder Antilopen. Wie die wilde Jagd hasteten die Thiere über den dumpf klingenden Waldboden hin. Einige große Böcke trennten sich aus der Heerde der Leierantilopen, sie witterten schnaubend nach der Gegend hin, wo das Brüllen des Löwen zu hören war. Die übrige Heerde stand regungslos und starrte nach derselben Richtung. Die Leierantilopen schnoben mit vorgestrecktem Kopf und gingen einige Schritte vorwärts. Der Löwe brüllte wieder, die großen Heerden geriethen in angstvolle Bewegung und stoben mit donnerndem Getrappel in den dämmerigen Wald hinein. Drei oder vier Antilopenböcke blieben stehen und witterten nach dem Löwen. Ich schoß einen ab in der Hoffnung, daß der Löwe sich diese Beute suchen würde, und daß ich ihn von dem Baum aus, hinter dem ich stand, abschießen könne. Die Antilope brach zusammen, sprang aber wieder auf und rannte nun direkt in der Richtung auf den Löwen davon. Wir standen und horchten. Durch den Schuß schien der ganze Spuk gebannt zu sein. Die Vögel zwitscherten lustig in den Zweigen. Plötzlich schien Alles von athemloser Bangigkeit befallen zu werden. Die Vögel verstummten auf einen Schlag, dann stießen sie ängstlich schrille Warnungsrufe aus. Die Neger standen still und schwiegen beklommen, dann flüsterten sie leise: „Der Löwe! — Der Löwe kommt!“ Die ganze Natur schien den mächtigen Herrn der Wälder zu erwarten. Da sprengte er hinter einer Waldecke hervor. In der Dämmerung sah man nur die kraftvollen elastischen Sprungbewegungen des großen geschmeidigen Katzenleibes. Jetzt sah der Löwe uns, stand still und stutzte. Ich hob die Büchse und der Lauf bewegte sich kein Haar breit, als ich scharf auf den im Halbdunkel undeutlichen gelben Körper zielte. Auf 120 m stand er mir gegenüber, langsam zog ich den Abzug durch, der Schuß fiel. Der Löwe warf sich herum und verschwand im Walde.

Auf dem Mutyek-Plateau nordwestlich vom Manyara-Salzsee hatte ich nach einem erfolglosen Jagdtage schon am folgenden Morgen um 8 Uhr ein großes Nashorn erlegt. Meine Leute hatten vom Tage vorher Hunger. Sie zerlegten das Nashorn, und ich ging derweilen mit zwei Boys ein Stück weiter, um die Gegend auszuforschen. Wir gingen an einem niederen Hügelzug entlang, an dessen Fuß sich ein dicht bewachsener Flußlauf hinzog. In dem Gebüsch des Flußufers entstand eine Bewegung, Pfauchen und Knurren tönte heraus, und einige Löwen sprangen durcheinander. Es waren nicht weniger als fünf, die hier bei einer Wasserstelle des sonst trockenen Flusses auf Beute lauerten. Einer, der sich noch nicht hatte stören lassen, stützte sich endlich auf die Vorderpranken und starrte zu uns herüber. Ich riß die Büchse hoch und zielte Blatt, die Entfernung war nur 60 m. Ehe ich schießen kann, springt der Löwe hinter einen Busch, ich folge der Bewegung mit der Büchse, reiße durch und treffe, obgleich das Thier in dem Busch nicht mehr sichtbar war. Der Löwe brüllt vor Schmerz, er bricht zusammen und peitscht den Sand

zu einer Wolke auf, er versucht einen Anlauf und bricht wieder zusammen, dann läuft er in den Flußlauf hinein. Eiligst nehme ich die Verfolgung auf, in einem Busch knurrt noch einmal etwas, wir sehen eine große Blutlache und neben den Spuren der Löwentatzen führt eine Blutspur durch den Flußsand aufs jenseitige Ufer. 300 m sind die Spuren deutlich im Sande zu verfolgen, dann führen sie auf kurzes, hartes Gras, in dem sich keine Spur mehr abdrückte, auch die Blutspur hört auf. Der Löwe hatte sich offenbar die Wunde geleckt und dann einen schnellen Anlauf genommen. Es war keine Spur wieder zu entdecken, obgleich die Träger stundenlang gesucht haben. Man denke sich, wie es einen Jäger schmerzt, wenn er in dieser Weise um seine stolzeste Jagdbeute kommt.

## 4. Leopardenjagd.

Gleich in der ersten Zeit meiner afrikanischen Jägerei, ehe ich irgend ein größeres Wild erlegt hatte, war mir das seltene Glück beschieden, eine ganze Leopardenfamilie at home zu überraschen. Im trockenen Flußlauf des Manjonga-Baches spielten zwei junge Leopardenkätzchen unter Aufsicht ihrer Mutter, während der Alte auf dem hohen Uferrande lauerte, um für seine Kleinen allerlei Vögel und andere kleine Thiere zu fangen. Ich war noch so im Jagdfieber, daß ich den ersten Schuß auf die Alte zu hoch schoß. Mit einem eleganten Sprung erschien der alte Leopard bei den Seinen im Flußgrund, ein prächtiges Exemplar. Als er stand und gespannt lauschte, schoß ich ihm eine Kugel durchs Kreuz. Er richtete sich hoch auf den Hinterpranken in die Höhe und warf die Vordertatzen in die Luft, dann verschwand er hinkend. Die Mutter scheuchte ihre Kleinen ins Dickicht hinein, aber es gelang ihr nur mit dem einen, während das andere ganz allein naseweis auf das entgegengesetzte Ufer hinaufstieg. Dort schlängelte es sich durch das hohe Gras. Hier erschien das gelbe Gitterwerk des Felles mit den davon eingerahmten schwarzen Punkten täuschend ähnlich wie das gelbe Gras, dessen Büschel sich kreuzten und dunkelschattige Lücken zwischen sich ließen. Das auffällig bunte und somit für den heimlich schleichenden Räuber scheinbar unzweckmäßige Fell hat hier in seiner natürlichen Umgebung eine höchst zweckmäßige Zeichnung, denn der Leopard schleicht seine Beute im hohen Grase an und unterscheidet sich dabei nicht von dem Farbengrund, auf dem er sich bewegt. Nur an den leise bewegten Grashalmen sah man, wo das Thierchen ging, ich erlegte es mit einer Schrotladung. Der alte Leopard ist leider aus den dichten Dschungeln, in denen er sich versteckt hatte, entkommen.

Ab und zu bin ich noch eines Leoparden ansichtig geworden, noch öfter habe ich einen pfauchen oder springen hören. Geschossen habe ich noch einen am Eyassi-Salzsee. Er hatte eine kleine Antilope verzehrt und lag nun faul im festen Verdauungsschlaf auf dem wagerechten dicken Ast einer Schirmakazie. Ich trat auf 30 Schritt heran und schoß den Schläfer in aller Bequemlichkeit aufs Blatt. Wie eine überreife Frucht plumpste er vom Baum in ein flaches Erdloch, das sich unter dem Ruheplätzchen

befand. Im Magen fanden sich die Fleischstücke und Eingeweide, namentlich die Lungen und das Herz der Antilope ganz unversehrt vor.

Im Fangeisen habe ich in kurzer Zeit 13 Leoparden bekommen. Die Vorrichtung war so getroffen, daß ein Galgen von 3 m Höhe errichtet war. Darunter wurde eine seichte Vertiefung in den Boden gescharrt, das Tellereisen hineingelegt und sorgfältig mit Erde bestreut. Mit der Falle ist durch eine meterlange Kette ein eiserner Anker verbunden, der fest eingegraben wird, damit das gefangene Thier nicht mit der Falle durchgehen kann. Noch besser soll es sein, die Falle mit einer langen Kette oben an einem jungen Baum zu befestigen, der bei jedem gewaltsamen Zug federnd nachgiebt. Die Kette kann dann nicht reißen. Sonst kommt es doch immer wieder vor, daß ein Leopard die Kette zerreißt und mit der Falle am Vorderfuße davonläuft. Weit kommt er allerdings mit dem schweren Eisen und bei den heftigen Schmerzen am Fuß nicht, man hört das Eisen klirren und geht nach. In einem solchen Falle wurde der Leopard einmal im Walde eingeholt; als er die Menschen herankommen sah, richtete sich das starke Thier zornig drohend auf die Hinterfüße und schwenkte das schwere Fangeisen an der einen Vordertatze hoch in der Luft.

Wenn sich ein Leopard fängt, so ist der Vorgang folgender: An dem Querbaum des Galgens ist eine Ziege mit Riemen festgebunden. Der Leopard hört deren Geschrei in der Nacht, er schleicht sich heran und läuft erst lüstern um das Gerüst herum, dann darunter hinweg, und dabei tritt er mit einem Fuß in das Tellereisen, das sofort zuschlägt. Das Thier brüllt vor Schmerz und Wuth, die in der Nähe wohnenden Menschen eilen mit Feuerbränden und Waffen herbei. Einer nimmt sein Gewehr und schießt den Leopard ab.

Die Neger bauen andere Fallen in Form eines großen Käfigs mit zwei Abtheilungen, die durch ein starkes, aber durchsichtiges Gitter von Baumzweigen getrennt sind. Die äußeren Wände der Falle sind aus festen, dicht nebeneinander eingerammten Baumstämmen erbaut, das Dach ist ebenso gedeckt und der Sicherheit wegen sind noch große Steine darauf gelegt. Die eine schmale Seite der Falle ist durch eine Fallthür verschließbar. In die hintere, fest verschlossene Abtheilung wird eine Ziege gesetzt. Der Leopard geht zuerst einige Male um den Käfig herum, dann unter der Fallthür in die vordere Abtheilung der Falle, hier tritt er auf ein Brett, das mit der Sicherung der Fallthür in Verbindung steht, diese schlägt zu und der Räuber ist gefangen. Findet man solche Fallen bei den Dörfern der Eingeborenen, so kann man sein Fangeisen mit gutem Erfolg anwenden. Die Leoparden der Umgegend suchen diese Fallen gern ab, weil sie oftmals darin Ziegen gewittert haben. Sie entschließen sich selten, in den dunklen Bau hineinzukriechen, aber sie schleichen gern um ihn herum; legt man nun ein Fangeisen neben den Käfig der eingesperrten Ziege, so bekommt man sehr bald das ganze Raubzeug, denn wenn sich erst ein Leopard gefangen hat, was meist erst nach vier Wochen eintritt, so besucht die Sippe den Platz jede Nacht, und man fängt einen nach dem anderen.

Gut ist es, wenn das gefangene Thier möglichst bald abgeschossen wird. Kommt man erst am anderen Morgen dazu, so ist oftmals die Falle ruinirt oder das Thier hat sich so verletzt, daß die Trophäe schadhaft ist. Eine Löwin hatte solange in die eisernen Bügel der Falle gebissen und diese geschüttelt, daß ihr alle Zähne ausgebrochen waren und sogar ein Stück des Unterkiefers dazu. Ein sehr großer Leopard, der sich mit dem Hinterfuß gefangen hatte, wäre fast auf drei Beinen entkommen, denn das in der Falle eingeklemmte hatte er sich bis auf einige Sehnen abgedreht, die Fußknochen waren zersplittert, Haut und Muskeln zerfasert.

Sperrt man eine Ziege in die Käfigfalle, so passirt es leicht, daß diese geholt wird, aber nicht von Leoparden. Bischof Hirth erzählte, daß sich in der Falle bei seiner Mission zuerst eine Riesenschlange, dann ein Msukuma-Neger gefangen habe. Beide lüstern nach der Ziege.

Die Löwen- und Leopardenplage hat in Afrika nicht abgenommen, sondern ist in den letzten Jahren eher stärker geworden. In Pangani werden neuerdings viel Leoparden gefangen, während lange Jahre Niemand an diese Möglichkeit gedacht hat. Im Park der Kulturabtheilung in Dar-es-Salâm sind am hellen Tage Leoparden von den Wohnungen aus gesehen worden. In der Mission Wuga-Usambara ist ein Leopard mittags um 12 Uhr über den Hof hinter einem Huhn hergelaufen. Bisweilen steigen die Thiere auf den außen am Hause befindlichen Treppen nach oben und sehen in die Schlafzimmer hinein. Oft kommt es vor, daß ein Leopard über die Mauer oder Hecke springt oder sich sonstwie in die Behausung der Ziegenheerden hineinzwängt, dann mordet er wie der Marder im Taubenschlag. Fünf bis sechs Ziegen läßt er erwürgt liegen, nur eine nimmt er im Sprung über die Mauer mit.

In Uganda werden auf Leoparden in derselben Weise Kesseltreiben veranstaltet wie das oben als Löwenjagd geschilderte. Ist der Kreis eng geschlossen und sitzt der Leopard mitten darin, so springt ein muthiger Mann vor und schlägt mit dem schweren Ugandastock einen Hieb auf den Rücken des Thieres. Das Rückgrat wird dadurch gebrochen und das Thier ist gelähmt.

Von den Leuten, die meine Fallen bedienten, wurde mir eines Tages ein Leopard lebendig geliefert. Ich stand mittags um 2 Uhr auf dem Exerzirplatz und theilte Askari und Tributarbeiter zum Arbeitsdienst ein, da kommt der Unterhäuptling Mapuli mit seinen Kerlen, die als Krieger bunt und wild aufgeputzt sind, unter Gesang und Tanz angezogen, zwei Mann tragen an einer Stange den lebenden Leoparden. Er hatte sich wie gewöhnlich mit einem Vorderfuß im Tellereisen gefangen. Mapuli hat zuerst den Schwanz gepackt, dann die Hinterbeine eins nach dem anderen, darauf wurde ein Baum unter das Thier geschoben, und dieses, von hinten anfangend, mit Bast festgebunden. Als das Thier vor uns am Boden lag, wagten wir uns erst gar nicht heran, es sah gar zu gefährlich aus, wie es pfauchte und mit den Zähnen fletschte. Die Hunde waren in fürchterlicher Aufregung, sie vollführten einen Mordspektakel,

aber näher als auf 30 Schritt wagten sie sich nicht heran, und bei jeder Bewegung des schönen Räubers flohen sie mit eingezogenem Schwanz um die nächste Hausecke. Mapuli setzte sich ganz ruhig neben der Bestie nieder. Eine Strychnineinspritzung tödtete das Thier binnen einer halben Minute.

### 5. Flußpferdjagd.

Flußpferde giebt es in Ostafrika in großer Anzahl, am Nyanza sieht man sie des Abends in jeder geschützten Bucht, und ihr anmuthiges Brüllen stört die Nachtruhe oft genug. Die Neger kommen und bitten, man möge die Flußpferde schießen, weil sie ihnen jede Nacht die Felder abgrasen. Die Dickhäuter scheinen vor den Eingeborenen keine Furcht zu haben. Ich bin manchmal von einer Schar von Dorfbewohnern nahe an die Flußpferde herangeführt worden, während diese ruhig im seichten Wasser dicht am Strande lagen und sich durch die Menschenmenge gar nicht stören ließen. Wo einmal gejagt worden ist, sind die Flußpferde allerdings sehr vorsichtig, sie wittern das geringste Anzeichen von Gefahr mit erstaunlicher Klugheit. Es ist komisch anzusehen, wie die schlauen plumpen Nilpferde und die ebenso schlauen und plumpen Neger sich gegenseitig überlisten. Die Nilpferde kommen nachts an Land und grasen die Felder der Neger ab, diese beobachten, welchen Weg die Thiere zu nehmen pflegen, und bringen an einem überhängenden Baum über dem Wege eine sinnreiche Vorrichtung in Gestalt eines Fallbeils an. Ein sehr schwerer Klotz mit einem scharfen Eisen am unteren Ende wird derartig lose befestigt, daß er herunterstürzt, wenn an einem Strick gezogen wird. Dieser wird über den Weg gespannt. Das Flußpferd stößt in der Dunkelheit dagegen, der Klotz stürzt herab und zerschlägt dem Thier das Rückgrat.

Auf diese Einrichtung fallen die Nilpferde sehr bald nicht mehr herein. Sie meiden lieber die Pflanzungen, in denen ihnen auf so hinterlistige Weise Gefahr droht, und wo sie einen Klotz am Baum hängen sehen, bleiben sie klüglich weg. Das merken wieder die Neger und hängen nun am Zugang zu ihren Pflanzungen recht sichtbar eine Atrappe auf, die aber nicht einmal ein schwerer Klotz ist, sondern nur ein ähnlich aussehendes Bündel von Bananenblättern und dergl. Bei Bukoba sieht man diese wunderlichen Warnungstafeln für Nilpferde öfters.

Die Neger essen nun aber das Flußpferdfleisch sehr gern, es ist nach ihrer Ansicht sogar die wohlschmeckendste Fleischart. Ist ein kiboko erlegt, so strömen die Eingeborenen herbei, und kein Stück, selbst nicht die Knochen werden weggeworfen. Die Hautstücke werden wie Speckseiten aufbewahrt und später weichgekocht und verspeist. Die Flußpferdjagd mit der Harpune ist diejenige, vermittelst deren sich die Neger den Genuß des Nilpferdfleisches verschaffen, sie ist zu einer vollständigen Methode ausgebildet und namentlich von den Warurl (Ostufer des Nyanza bei der Halbinsel Waie) und von den Bewohnern der Insel Ukerewe betrieben. Es gehört dazu in erster Linie ein großes Boot, und zwar werden nicht die sonst üblichen verwendet, die aus einzelnen Brettern mit

Bast zusammengenäht sind — die würden vor dem Angriff eines Nilpferdes nicht standhalten, sie würden umschlagen oder zerreißen —, für die Flußpferdjagd werden sehr große und schwere Einbäume verwendet, die nicht leicht umschlagen, wenn ein Nilpferd den Rücken unter den Boden stemmt, und deren Bordwand nicht in Stücke geht, wenn sie von einem Nilpferd mit den mächtigen Hauern gerammt wird. Die Harpune hat eine starke eiserne Spitze mit einem Widerhaken, ist haarscharf, aber nicht spitz geschliffen, sondern mit einer vorn abgerundeten Schneide; in die Hülse dieses eisernen Ansatzes wird eine kräftige Stange locker eingeschoben, daß sie leicht herausfallen kann. Sehr fest ist an das Eisen ein Tau von 10 m Länge gebunden, an dessen anderem Ende ist ein großer Klotz von Ambatschholz als Schwimmer befestigt, eine Holzart, die so leicht ist wie Kork. Das Tau ist längs der Harpunenstange mit sehr dünnen, leicht zerreißenden Bastfädchen festgebunden, das frei hängende Stück ist in lose Schlingen zusammengerafft, es wird sammt dem Holzklotz in die linke Hand genommen, während die rechte den Schaft wie eine Lanze packt. Nun versteckt sich ein Mann, der muthig und kräftig genug ist, um die Harpune zu handhaben, mit Einbruch der Nacht auf dem gewohnten Weideplatz der Flußpferde in einem Busch, die Heerde kommt nachts an Land, sie grast vergnüglich und verübt ihre plumpen muthwilligen Spiele, wie eine Heerde von riesig großen fröhlichen Schweinen. Wenn der Mond hochsteigt, kann der Jäger seinen Harpunenstoß wagen. Ein schönes großes Thier kommt grasend auf zehn Schritte heran, mit einigen Sätzen springt der Mann vor und rennt im Lauf dem Dickhäuter die Harpune in den Leib. Die ganze Heerde stürzt sich entsetzt quer durch den Papyrus und das Gebüsch in den See. Das getroffene Thier drängt sich ebenfalls hindurch, die Harpunenstange fällt bald aus der eisernen Hülse heraus, die Bastfäden reißen, die Stange wird abgestreift, aber das Eisen fängt sich mit dem Widerhaken in der unzerreißbaren dicken Haut, das Tau wird nachgeschleift, polternd rollt der Schwimmer hinterdrein. Die Jäger gehen ruhig schlafen und bekümmern sich vorläufig nicht weiter um das Wild. Die Heerde dagegen schwimmt während der Nacht und am Morgen in der Bucht des Sees umher und äugt, ob der Feind sie nicht verfolgt. Am frühen Morgen bewaffnet sich die Bootsbemannung mit Speeren, sie besteigt den Einbaum und sucht nach dem Ambatschschwimmer. Sobald er gefunden ist, hält sich das Boot in der Nähe, taucht das getroffene Nilpferd auf, so sticht Alles mit dem Speer darauf los. Das wiederholt sich, bis das Thier verblutet. Es wird auch wohl an dem Tau gezogen, bis das Thier dicht am Boot erscheint, und dann wird hineingestochen, namentlich geschieht dies, wenn das Thier erschöpft ist. Bisweilen mag auch wohl das Tau festgehalten werden, während das verwundete Thier in wilder Flucht halb schwimmend, halb auf dem Grund laufend davonrennt, dann wird das Boot sausend nachgeschleift; wo ein Flußpferd unter der Oberfläche des Wassers hinläuft, entstehen kräftige Wellen, und für eine solche tolle Fahrt muß das Boot groß und schwer genug sein. Bei dieser Gelegenheit greifen die Flußpferde auch an, was sonst selten geschieht. Sie schwimmen unter das

Boot und versuchen es umzuwerfen, oder hauen mit den großen Zähnen in das Holz hinein, daß die Splitter fliegen. Mit den Zähnen bearbeiten sie sich auch untereinander, wenn sie kämpfen; alte Thiere haben infolgedessen viele Narben in der Haut.

Selten hat man Gelegenheit, Flußpferde außer Wasser zu sehen. Ich habe einmal auf große Entfernung eines der plumpen Thiere in tollen Sätzen auf dem sandigen Strand herumtoben sehen. Ein anderes Mal wurde ich an den Ruheplatz der Nilpferde bei einem Dorfe geführt, wo in einer kleinen Bucht zwei große Thiere in so flachem Wasser lagen, daß sie halb herausragten. Später bin ich auf der kleinen Insel vor Schirati einmal quer durch dichtes Gebüsch über Felsspalten hinweggeklettert, da gewann ich ganz unerwartet den Einblick in einen wunderschönen sonnigen Wiesengrund, der von hohen Bäumen eingeschlossen war und zum Wasser einen vielverschlungenen, durch Schilf und Gebüsch geschützten Zugang hatte. Ein Flußpferdpärchen sprang erschreckt auf und lief ins Wasser. Der Anblick war komisch, es sah aus, als ob zwei ungeheuere, rundlich-dicke, rothbraune Würste plötzlich kurze aber flinke Beinchen bekommen hätten und davonliefen. Im Wasser sieht man oft Heerden von zwanzig Stück und mehr. Tritt man hinter Gebüsch hervor, so sieht man zuerst noch die Köpfe zu fast drei Vierteln aus dem Wasser ragen, sie scheinen scharf zu äugen; wenn sie sich überzeugt haben, daß es mit dem Menschen, der da nach ihnen ausschaut, eine gefährliche Bewandtniß haben könne, so gehen sie weiter fort und tauchen immer nur so weit aus dem Wasser, um Athem schöpfen zu können. Besonders scheu werden die Thiere, wenn man einen Schuß abgegeben hat. Sind sie davon überrascht worden, so strecken sie den Kopf noch einmal weit aus dem Wasser, um sich den Gegner zu betrachten, das ist die letzte Gelegenheit, einen guten Schuß anzubringen, denn nachher gehen sie weit in den See hinaus und strecken nur die Nase noch aus dem Wasser.

Das Flußpferd ist noch schwerer zu erlegen als das Krokodil; denn dieses liegt doch öfter auf Klippen und sandigen Uferstellen, und man hat daher ein besseres Ziel. Eine Flußpferdheerde trifft man immer nur im Wasser an. Es taucht bald hier bald da ein kleines viereckiges schwarzes Ziel auf der Oberfläche des Wassers auf, ob das nun der Kopf ist und ob er nach vorn oder nach der Seite sieht, ob es überhaupt nur die Nase ist, das ist schwer zu sagen, es verschwindet auch schnell wieder. Der einzig tödliche Schuß auf das Flußpferd ist aber der ins Gehirn. Dieses ist sehr klein und liegt in einer ungeheueren Knochen- und Fleischmasse eingebettet. Daher ist es schwer, den Haltepunkt zu bestimmen, und durch die Kopfknochen eines alten Flußpferdes schlägt nur das Stahlmantelgeschoß der modernen Schußwaffen hindurch. Ein Schuß auf irgend eine andere Stelle des Leibes scheint gar keine Wirkung zu haben. Auch in den Kopf habe ich oft geschossen, daß das Thier deutlich zeichnete, man sah sogar jedesmal, wenn es auftauchte und beim Athmen Wasser ausstieß, eine deutliche Blutfontäne aufsteigen, und das Thier ist dennoch entkommen. Auch wenn es tödlich getroffen war, z. B. mitten auf die Stirn, wenn

es sich sinnlos im Wasser wälzte, ein unverkennbares Zeichen für den tödlichen Schuß, muß man doch durchschnittlich sechs Stunden warten, bis man es todt auf der Oberfläche des Wassers schwimmen sieht. Dann aber wird es von den Negern im Triumph auf den Strand gezogen, und ein Schlachtfest für die ganze umwohnende Bevölkerung findet statt. Auf allen Wegen kommen die Weiber mit Körben gezogen, um ihren Haushalt mit kiboko-Fleisch zu versorgen. Die Nachricht, daß der Weiße ein Nilpferd erlegt hat und das Fleisch verschenkt, durchläuft das Land nach allen Seiten mit überraschender Geschwindigkeit. Da schmausen sie und vergessen solchen Tag lange nicht. Einen Häuptling, in dessen Lande ich einmal solch ein Fest veranlaßt hatte, traf ich 1½ Jahre später wieder, er erkannte mich zuerst nicht. Da sagte ich zu ihm: „Wie, Du hast vergessen, daß ich in Eurem Fluß drei Nilpferde geschossen habe?“ Da strahlte sein Gesicht in freudiger Erinnerung, und er erkannte mich sofort.

## 6. Krokodiljagd.

Die Jagd auf Krokodile wird selten sportsmäßig betrieben. Zu verwerthen ist von den Thieren nichts. Die Neger am Nyanza essen das Fleisch nicht. Die Bestien stinken so entsetzlich, daß auch die Eingeborenen ihren Abscheu äußern. Die Haut und der Schädel eines Thieres von gewöhnlicher Größe (4,5 m lang) sind sehr schwer und werden als Trophäe zu kostspielig, wenn man sie durch Träger fortschaffen muß. Man schießt das Raubzeug also nur, weil es eine Landplage ist. Das Gouvernement hat einen Preis von fünf Rupien ausgesetzt für jedes getödtete Krokodil. Für Neger ist es schwierig, mit Vorderladern ein Thier zu bekommen. Aber auch mit einem guten Hinterlader muß man sehr gut treffen, wenn der Schuß tödlich sein soll. Daher kommt die Schußprämie selten zur Vertheilung. Die Station Muanza bekämpfte die Krokodilplage dadurch, daß sie eine Prämie für Krokodileier aussetzte. Ein einziges Thier legt gewöhnlich 60 Eier. Es sucht sich dazu eine flache, sandige Stelle dicht am Wasser aus, dort verscharrt es die Eier und läßt sie von der Sonne ausbrüten. An einer einzigen Stelle scharrten die Neger oft 600 Eier aus. Es ist wohl anzunehmen, daß nicht aus jedem Ei ein Krokodil ausschlüpft, viele junge Thiere mögen schnell zu Grunde gehen, viele werden ganz sicher von den alten Genossen ihrer Art, viele von den eigenen Eltern gefressen. Die Neger behaupten, daß die Krokodilmutter genau die Zeit kennt, wann die Jungen ausschlüpfen; sie soll dann dicht bei der Brutstätte lauern und plötzlich auftauchen; diejenigen Jungen, die erschrecken, sollen von ihr gefressen werden. Man kann oft die Erfahrung machen, daß die Naturkinder richtig beobachten, so daß man solche Erzählungen nicht ohne Weiteres als Erfindungen bezeichnen darf. Wie schnell die Eingeborenen die Brutplätze entdeckten, mag daraus ersehen werden, daß 14 Tage nach Bekanntmachung der Stationsbestimmung schon 10 000 Krokodileier abgeliefert waren. Unter Aufsicht eines Europäers wurden diese entzweigeworfen. Die Eier sind den Hühnereiern ähnlich, die Form ist nur etwas mehr walzenförmig, die Schale dünner. Die

Prämie wurde rasch von 4 auf ½ Pesa (8 und 1 Pfennig) pro Stück herabgesetzt, weil sonst die Stationskasse gesprengt worden wäre. Die Zahl der Krokodile ist ungeheuer groß. Am Nyanza haben wir nur eine Art mit breitem Kopf gesehen. Am Mara=Fluß, einem östlichen Zufluß des Sees, glaubten wir hier und da die spitze Schnauze des Alligators zu erkennen, der am Tanganyika sicher vorkommt. Prinz Demidoff hat am Kilima=Ndscharo eine neue Art in mehreren Exemplaren erlegt, der Schwanz ist bei dieser Art sehr kurz und endigt breit mit einer sägeförmigen Kante.

Das Leben der Krokodile spielt sich am Ufer ab, sie gehen nicht weit auf die hohe See hinaus, und man sieht sie nur dann einige Kilometer vom Lande entfernt schwimmen, wenn sie eine breite Bucht kreuzen Eine feine schwarze Linie mit den drei Erhebungen der Nase, des Schädels und des Rückens markirt sie unverkennbar. Von ähnlich gestalteten Klippen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie mit den Wellen gehoben werden, während die Klippen bei jeder Welle oder Dünung verschwinden. Draußen auf freier See wird ein Krokodil außerdem nicht still liegen, oder nur dann, wenn es auf etwas lauert, wenn es das Boot des Jägers bemerkt. Dann freilich glaubt man, das Thier kenne seine Aehnlichkeit mit Felsen und suche absichtlich die Täuschung hervorzurufen, um den Gegner zu überlisten oder die Beute zu locken. Regungslos liegt es und äugt unverwandt herüber. Kommt ihm etwas nicht geheuer vor, so taucht es leise und schnell unter und erscheint erst nach einigen Minuten an einer weit entfernten Stelle, um Luft zu schöpfen. Schießt man ihm eine Kugel dicht vorbei, so stürzt es sich mit einem gewaltigen Schlag des Schwanzes in die Tiefe, so daß das Wasser hoch aufspritzt. Noch stärker ist die Bewegung, wenn die Kugel getroffen hat, dann scheint sich das ganze Thier so zu überschlagen, daß es hoch aus dem Wasser ragt, umgeben von einer schäumenden, sprühenden Fluth. Ist der Schuß tödlich, so wälzt sich der Riesenleib um seine Längsachse, und der Jäger sieht mit Befriedigung die blendend weiße Bauchseite, über die die Riesenpranken mit gespreizten Zehen schlaff hingleiten und aufklatschen. Ein solcher Schuß muß aber dicht hinter dem Ohr sitzen. Der Schädel ragt nur einige Centimeter aus dem Wasser, die tödliche Stelle liegt unter Wasser und die Höhe ist bei dem grellen Licht auf weiter sonniger Fläche schwer mit unserer Visirung zu berechnen. Sitzt man im Boot, so schaukelt dieses obendrein auf und ab, und man kann von Glück sagen, wenn man auf diese Weise erfolgreich gewesen ist. Aussichtsreicher ist die Jagd vom Ufer aus. Die Krokodile lungern mit Vorliebe auf stark besonnten Klippen oder sandigen Uferstellen, die gegen das Land hin durch Papyrussumpf und undurchdringliches Dickicht geschützt sind. Gelingt es dem Jäger, sich hier anzuschleichen, so sieht er oft sechs, zwölf und mehr Krokodile schußgerecht in der Sonne liegen und schlafen, während die Wasservögel auf dem Rücken und um die Seiten, namentlich aber um den Rachen herumhüpfen und die Parasiten aufpicken. In dem Rachen eines frischgeschossenen Krokodils sieht man massenhaft kleine schwarze Egel sich schlängeln. Ist nun in der betreffenden Gegend, wo man Krokodile abzuschießen gedenkt,

noch nicht gejagt worden, so kann man mit einem Boot nahe an die Thiere heranrudern oder von einer Klippe zur anderen springend herankommen. Wo viel gejagt wird, zeigt sich, daß die Thiere sehr scharf sehen und äußerst vorsichtig sind. Eins nach dem anderen schiebt sich watschelnd ins Wasser, oder wenn man plötzlich hinter einer Felsecke hervorkommt, kann man selbst erschrecken, wenn plötzlich auf allen Seiten das Wasser platscht und rauscht von hineinstürzenden Krokodilen. Die natürliche Neigung aller Thiere ist eben auch bei diesen so überaus günstig ausgestatteten Raubthieren auf Rettung durch die Flucht gerichtet. Damit steht nicht im Widerspruch, daß sie Menschen fressen, wo sie ihrer habhaft werden. Auf einen Kampf mit dem Menschen läßt sich kein Raubthier ein, wenn es nicht gereizt ist. Ueberrascht der Mensch das Thier, so flüchtet es, überrascht es dagegen den Menschen, so hat er keine Gewalt über das Thier, sondern wird seine Beute. Kinder, die am Strande spielen, Leute, die baden oder Wasser schöpfen, werden sehr oft vom Krokodil geholt. Bei der Station, wo doch ein lebhaftes Getriebe von Menschen ist, wo Schießübungen der Kompagnie abgehalten werden, wo die Europäer auf jedes Krokodil, das sich zeigt, sofort schießen, wurden doch jedes Jahr einige Menschen von Krokodilen gefressen. Bei der englischen Mission Katoto am Speeke-Golf wurden in einer Woche sechs Menschen beim Wasserschöpfen geholt. Bei der katholischen Mission Bukumbi biß ein Krokodil einem Mann das Bein so glatt ab, daß es wie eine Amputation am Oberschenkel aussah. Die Wunde brauchte nur durch die Naht geschlossen zu werden und heilte ohne Zwischenfälle.

Als ich im Mai 1899 zum ersten Mal von Muanza nach Schirati fuhr, lagerten wir die zweite Nacht auf der Halbinsel Waie. Am frühen Morgen gleich nach der Abfahrt kreuzte das Segelboot eine Bucht mit dichtbewachsenem Ufer. Plötzlich schreien die Ruderer: „Ein Mensch", und ich sehe etwa 400 m entfernt ein Krokodil aus dem Wasser emportauchen, aus dem Rachen des Ungeheuers streckt sich starr nach oben ein menschlicher Arm, im Ellenbogen leicht gebeugt, die Finger gespreizt. Ich lasse sofort wenden und auf die Stelle zu fahren, die unheimliche Erscheinung verschwindet unter Wasser. Nach drei Minuten kräftigen Ruderns taucht dasselbe grauenhafte Bild wieder auf, aber erheblich näher. Ich feuerte eine Kugel hinüber, sie schlug dicht unterhalb des Zieles aufs Wasser. Das Krokodil tauchte mit seiner Beute erschreckt unter. Wir fuhren eine Zeitlang hin und her, suchten das Ufer ab und hielten nach allen Seiten scharfe Umschau, es wurde nichts wieder gesehen.

Während die Aluminium-Dampfpinnaß der Station Muanza auf dem Stapel lag, stand nachts ein Askariposten am Strande beim Arbeitsschuppen. In tiefer Nacht läßt er mich durch den Wachhabenden Schausch wecken: Es sei ein Krokodil aus dem Wasser herausspaziert. Ich eile schnell hin, nehme die Büchse des Postens und lasse mir die Stelle zeigen, wo die Bestie liegt. Sie hat den flachen Strand aufgesucht und liegt nur so tief im Wasser, daß sie beobachten kann, was am Ufer vor sich geht. Schnell trete ich darauf zu, das Thier rührt sich nicht, bis ich

plötzlich acht Schritt von ihm entfernt Halt mache. Da hätte es mich aber um ein Haar erwischt. Wie ein Blitz taucht es ganz unter, hat sich gewendet und fährt auf mich zu. Gerade auf zwei Schritte war es heran, bis ich die Büchse hoch hatte und ihm die Kugel in den Rücken jagte. Es schlug fürchterlich um sich und verschwand im Wasser. Man sieht hieran genau das Gebahren der Krokodile. Sie lauern regungslos, um das Opfer so nahe als möglich herankommen zu lassen, stutzt es, so stürzen sie blitzschnell vor, um es zu packen. Haben sie erst zugegriffen, so gehen sie unter Wasser, um das Opfer zu ertränken. Wir haben oft davon gesprochen, wie man sich zu retten versuchen könnte, wenn man vom Krokodil gepackt ist. Das Einzige, was man dem gepanzerten Unthier anthun kann, ist, daß man ihm in die Augen bohrt, mit den Fingern, wenn man kein Messer hat. Umsichschlagen und Schreien macht selten Eindruck. Davon ein Beispiel.

Eine unserer kaufmännischen Firmen hielt ein Segel- und Ruderboot aus Stahlblech. Bei Port Ugowe, dem Endpunkt der englischen Bahn von Mombassa nach dem Nyanza, kenterte das Boot bei einer sehr heftigen, ganz überraschend einsetzenden Böe. Vier von den Bootsleuten ertranken, zwei retteten sich, indem sie sich an den Mast des gesunkenen Bootes klammerten, der aus dem flachen Wasser herausragte. Die beiden Leute, Neger, saßen einer über dem anderen und jammerten nach Hülfe. Statt der ersehnten Hülfe schwamm ein Krokodil heran und griff sich den unteren der beiden Schiffbrüchigen. Man mag sich vorstellen, wie der arme Mensch geschrieen hat, wie er sich festgehalten und wie er mit den Händen auf den steinharten Kopf des gefräßigen Feindes losgeschlagen hat, er schlug nach den Augen, es half ihm nichts, er wurde hinuntergezogen — und der oben auf der Mastspitze schwebende mußte zusehen.

Das Krokodil schlingt seine Beute, so groß sie auch ist, ganz hinunter. Die Zähne sind spitz und nur zum Packen und Einschieben, nicht zum Kauen eingerichtet. Das Kiefergelenk ist im Gegensatz zu demjenigen der Säugethiere so eingerichtet, daß der Unterkiefer die Pfanne, der Oberkiefer die Kugel trägt. Das Gelenk ist einer ungeheueren Dehnung fähig, die Kiefer heben sich weit auseinander. Der Schlund, der normaler Weise nicht größer als der des Ochsen ist, weitet sich so, daß ein Mensch bis in den Magen des Krokodils gelangt, ohne ein Glied zu verlieren, nur die Rippen werden gebrochen und geknickt. In dem Magen eines Krokodils findet sich dann nach langer Zeit noch die Wirbelsäule mit den stark zusammengebogenen Rippen. Ich habe einmal ein Krokodil aufbrechen lassen. Wir hatten das Thier dicht vor der Station erlegt. Die Jagd verlief folgendermaßen: Ein Mann meldete, daß dicht bei der Station, von der Landungsbrücke 200 m entfernt, zwei Krokodile kämpften. Drei Europäer sprangen in ein Boot und stießen ab. Es zeigte sich, daß nur eins der Krokodile lebte, es schwamm in der Nähe des Strandes langsam umher. Das andere war todt, vermuthlich vor zehn Tagen schon geschossen und vergiftet, und schwamm mit der weißen Bauchseite nach oben, aufgetrieben von Fäulniß, mit gespreizten Vorderpranken, auf dem

Wasser. Der Schwanz und die Hinterbeine fehlten. Wir ruderten an das lebende Thier heran und schossen gleichzeitig unsere Büchsen ab. Das Thier wälzte sich herum und peitschte das Wasser, es war tödlich getroffen. Die Kugeln hatten fast die ganze Schädeldecke weggerissen. Es wurde auf den Strand gezogen und aufgebrochen. In dem Magen fand sich zuerst der ganze Schwanz des todten Krokodils, etwa einen Centner schwer. Der Magen des kannibalischen Ungeheuers lag in mächtigen Falten. Eine Falte wurde aufgehoben, es kam ein Hinterbein heraus, aus einer weiteren Coulisse der Magenwand wurde das andere Hinterbein hervorgezogen. Ueber diesen Stücken, die doch über 1 m lang und sehr dick waren, hatte der Magen nicht straff gesessen, sondern schlaff gehangen. Nun folgten noch aus unzähligen weiteren Falten Steine bis zu einem Pfund schwer, viele kleinere Kiesel, im Ganzen vielleicht 50 Pfund. Außerdem aber kamen einige eiserne Ringe zum Vorschein, wie sie von den Negern an den Hand- und Fußgelenken getragen werden, und eine Anzahl Messingringe von Uniformknöpfen, woraus man schließen konnte, daß unter den früheren Beutestücken des Krokodils nicht nur ein einfacher Neger, sondern auch ein Angestellter der Station, vielleicht von der Bootsbemannung, gewesen war.

Die Neger behaupten, daß man aus der Zahl der im Krokodilmagen befindlichen Steine das Alter ermessen könne; denn das Krokodil verschlucke jedes Jahr einen Stein. Demnach wäre das erlegte Thier über hundert Jahre alt gewesen.

Kannibalen sind die Krokodile sicher. Ich hatte eines Tages das Rückenfell eines frisch erlegten Krokodils 50 Schritt vom Strand entfernt zum Trocknen ausspannen lassen. Es steckten etwa 40 große Holzpflöcke darin. Am anderen Morgen meldete der Posten, daß ein Krokodil an Land gekommen sei. Die deutlichen Spuren der Beine und des Bauches führten zu der Stelle, wo die Haut ausgespannt gewesen war. Diese aber war verschwunden. Das Krokodil hatte sich das Rückenfell seines todten Genossen einschließlich der Holzpflöcke einverleibt. Der Geruchssinn der Thiere ist sehr fein, so war auch dieses angezogen worden von dem Geruch der Haut. In einen Fluß gehen die Thiere vom See aus viele Stunden hinauf, wenn ein größerer Viehtransport, der oft tagelang dauert, über den Fluß geführt wird. Dann kommt es vor, daß an einer Stelle, wo auch nach den Aussagen der Neger keine Krokodile gewesen sind, am dritten Transporttage noch einige Rinder von Krokodilen geholt werden.

Noch möchte ich einige Beispiele von der Zählebigkeit des Krokodils erzählen. Vor Schirati liegt eine kleine Insel, die unbewohnt ist. Sie ist von einem dichten Kranz von Granitklippen umgeben und mit Gebüsch und Bäumen dicht bewachsen. Ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile, Flußpferde, Fischottern und Rieseneidechsen. Ich pürschte eines Tages rund um die kleine Insel herum, indem ich den Pfaden der Flußpferde am Ufer folgte und da, wo sich ein freier Zugang zum Wasser bot, nach den Klippen und über den See hin spähte, ob sich etwas Jagdbares biete.

Ich trat durch Gestrüpp auf eine Klippe vor, eine stille flache Bucht lag vor mir. Meine Begleiter traten neben mich. Es war keinerlei Wild zu sehen. Wir sprachen laut über die Ergebnißlosigkeit der Jagd. Da machte mich mein Diener auf ein riesengroßes Krokodil aufmerksam, das acht Schritte von uns entfernt im flachen Wasser lag. Es schlief und ließ sich nicht stören. Wir hielten es für todt. Der Sicherheit wegen schoß ich ihm eine Kugel durch den Schädel. Darauf wurde es merkwürdigerweise lebendig und suchte den See zu gewinnen. Ehe es hinausgelangte, konnte ich ihm eine zweite Kugel dicht hinter die Gehöröffnung schießen. Es zeichnete darauf, indem es sich wohl zwölfmal um seine Längsachse wälzte. Todt war es trotzdem nicht, aber offenbar ganz besinnungslos, denn es schob sich zwischen den Klippen hindurch dicht an unseren Standpunkt heran. Von da an haben wir es noch dreiviertel Stunde beobachtet und ihm noch drei Kugeln durch den Kopf und zwei in den Rücken geschossen. Endlich kam unser Boot, um uns abzuholen. Ich ließ nun als Zeichen die Schwanzspitze abschneiden. Dabei machte das Thier noch Abwehrbewegungen mit den Pranken.

Einige Tage nachher ging ich bei Schirati am Ufer entlang auf die Reiherjagd. Ein junges, noch schwarzes Krokodil schob sich aus dem Wasser auf eine kleine Klippe, die etwa 125 m von mir entfernt lag. Ich schoß von einem Felsen aus liegend freihändig. Das Thier wurde durch den Aufschlag des Geschosses etwas weggeschoben, blieb sonst aber regungslos; gleich darauf floß ein Blutstrom aus der Halswunde. Der Neger, der mich begleitete, wollte nicht hinüberschwimmen, weil, wie er mit Recht sagte, außer dem einen noch andere Krokodile in der Nähe sein konnten. Ich versprach ihm, mit geladener Büchse über seine Sicherheit zu wachen; er faßte Vertrauen und schwamm hinüber. Auf meinen Rath griff er mit der Faust über die dünne Hautbrücke, die im Nacken stehen geblieben war, mit den Fingern in die Ein- und Ausschußöffnung. So brachte er das offenbar getödtete Thier ans Ufer. Die Länge von der Schnauze zur Schwanzspitze maß $1^1/_2$ m. Die Haut war prächtig schwarz, hatte ganz gleichmäßige Schuppenfelder und war außer den Schußwunden ganz unversehrt, was bei älteren Krokodilen nicht immer der Fall ist. Ich wollte dieses schöne Exemplar präpariren und zog ein Bündel Binsen durch den Wundkanal, die zusammengebunden einen bequemen Griff boten. Der Diener schleifte also die Beute nach der Station zu. Beim Garten durfte er sich von einigen Arbeitern ablösen lassen. Diese steckten eine Stange durch den Wundkanal und trugen zu Zweit, aber nur wenige Schritt, denn das Krokodil wurde ganz unerwartet lebendig, wand sich und schlug die Träger kräftig mit dem Schwanz. Diese warfen ganz entsetzt die Stange sammt dem Krokodil hin und liefen so weit sie konnten. Ich habe sie nicht wieder gesehen, sie mögen wohl bis in ihre Dörfer gerannt sein. Die Zuschauer lachten und einige beherzte nahmen die Stange wieder auf. Aber mehrmals schlug das Krokodil so heftig wieder um sich, daß auch die kräftigen Leute die Stange nicht mehr festhielten, schließlich brach sogar die Stange durch. In der Station ließ ich das

vollständig lebendig gewordene Thier vor unserer Zimmerthür auf die Veranda legen. Es dauerte nicht lange, da schob es sich mit den Füßen ein Stück fort. Als die Diener unser Essen brachten, fuhr es herum und schnappte bösartig nach den schwarzen Beinen. Dabei funkelten die grünen Augen so unheimlich, daß es Einem Grauen verursachte. Die Halswirbelsäule fehlte völlig, so daß der Kopf unbeweglich war, aber der Oberkiefer klappte wüthend auf, wenn man einen Stock hinhielt, und beim Zusammenschlagen der Kiefer zersplitterte der Stock wie Schilfrohr. Wunderbar ist, daß das Thier ganz zweckmäßige Bewegungen mit den Beinen ausführte, es verkroch sich, wenn auch mühsam, an geschützte Stellen. Wir wollten das Thier nicht lange quälen, aber auf Strychnin, das in die Wunde gerieben wurde, lebte es weiter. Erst als ihm ein Speer tief ins Gehirn hineingestoßen war, verendete es. Der Kopf war fast nur durch Haut mit dem Körper verbunden gewesen. Die Ausschußöffnung war handgroß.

Am Simiju, 14. Juli 1899.

Ein Fluß in den Tropen ist zauberhaft. Auf der glatten Wasserfläche schwimmen Schilfgräser, mattblau blühende Pflanzen und niedliche, leicht bewegliche Salatköpfchen, oft zu schwimmenden Inseln vereinigt oder durch einen vertrockneten Baumstamm verankert, hin und her in sanfter Bewegung. Ueber dem dichten Gebüsch an dem steilen Ufer, das oft in große Sumpfstrecken sich ausdehnt und vermöge des üppigen, vielfach stachligen und dornigen Pflanzenwuchses nur für Thiere mit ganz undurchdringlicher Haut gangbar ist, über diesem Gestrüpp und Gewirr erheben sich Riesenbäume mit weit ausladenden Aesten, die den ganzen Fluß beschatten, abwechselnd mit Palmen, deren dünne Stämme lang emporschießen, ehe sie mit ihren scharf raschelnden Wedelkronen endigen, dazwischen und daran empor ranken und schlingen sich einzeln oder dichtverwirrt die Schlinggewächse, an denen man nicht Wurzel und Zweig unterscheiden kann, sie wurzeln bald auf irgend einem Baumast und senden schwankende Ausläufer gegen das Wasser herab, bald senken sie sich mit beiden Enden, oben und unten, in einen Stamm und wachsen wie ein Geländer neben dem Baum her, bald scheint die Pflanze ganz von Luft zu leben. Sie streckt Wurzeln in großer Zahl wie die Füße eines Tausendfußes in die Luft und gedeiht dabei prächtig. Das Gewirr ist belebt von Ibisvögeln, Möven, Tauben, unzähligen Reiherarten und von vielköpfigen schimpfenden Affenheerden. Hier und da schläft ein junges Krokodil auf einem Zweig, während die Riesenthiere seiner Gattung träge unter den Buschgewölben lungern, umgeben von Wasservögeln, die auf dem Rücken der Bestien ihre Nahrung suchen; zierliche Wasserhühner tänzeln auf den schwimmenden Salatköpfen umher und werden wenig gestört, wenn ein Flußpferd seinen eckigen plumpen Riesendickkopf prustend und grunzend übers Wasser streckt.

In diese Ruhe hinein kommt ein fester Einbaum flußabwärts geschwommen, von einem Neger gesteuert. Vorn im Boot sitzt der Jäger, die schußfertige Büchse über die Kniee gelegt, statt des Hutes ein Gras-

büschel auf dem Kopf. Er winkt dem Ruderer, ans Ufer zu fahren, um hinter einem überhängenden Baum zu lauern, bis das eben gesehene Flußpferd wieder auftaucht. Ahnungslos kommt statt dessen ein mächtiges Krokodil stromaufwärts, es schwimmt ganz geschwind. Plötzlich sitzt ihm das todbringende Stahlmantelgeschoß im Schädel. Das Thier überschlägt sich im wilden Todeskampf, peitscht mit dem breiten Schwanz das Wasser und wälzt sich herum, die Pranken schlagen klatschend den weißen Bauch, dann geht es gurgelnd unter. Der Fluß ist zu tief, um mit dem Ruder den Rücken des Thieres zu erreichen. Eben soll nach kurzem vergeblichen Suchen weitergefahren werden, da erscheint der Rücken des Thieres nochmals, es windet sich, offenbar besinnungslos, vorwärts, und doch will es das Ufer noch erreichen, zweimal klettert es empor und sinkt jedesmal zusammen. Zwei Schüsse in den Schädel auf drei Schritt Entfernung, während der Schnabel des Bootes schon gegen den Rücken des Krokodils stößt, machen es völlig regungslos. Blutiger Schaum gurgelt aus dem Rachen und tiefer und tiefer sinkt das todte Ungethüm auf den schlammigen Grund.

## 7. Nashornjagd.

Das Nashorn ist eine Zeit lang als ganz ungefährlich hingestellt worden. Seitdem aber ein Unteroffizier am Kilima=Ndscharo und einer der erfahrensten Jäger, Dr. Kolb, in Witu durch Nashorne umgebracht wurden, ist man wieder vorsichtiger geworden in der Beurtheilung der Gefahr. Der Unteroffizier ist dadurch ums Leben gekommen, daß zwei Nashorne schräg hintereinander auf ihn zukamen, dem ersten wich er aus, das zweite hatte er nicht gesehen, er sprang ihm gerade in den Weg, es stieß ihn mit dem Horn vor den Leib und hat ihn wahrscheinlich in die Luft geschleudert, er scheint mit dem Kopf voran zur Erde gekommen zu sein und einen Halswirbel gebrochen zu haben. Er hat noch zwei Tage gelebt. Dr. Kolb wurde von der Seite oder vom Rücken her niedergerannt, ohne das Nashorn vorher bemerkt zu haben.

Das Nashorn ist fast immer kampflustig. Wenn es einen Menschen bemerkt, so rennt es darauf los und versucht mit vorgehaltenem Horn Alles über den Haufen zu rennen. In derselben Weise stürmt es blindlings in eine Karavane hinein, und wehe dem, der getroffen wird. Da das Nashorn schlecht sieht, so kann man sich verhältnißmäßig leicht retten, man springt zur Seite oder klettert auf einen Baum, wenn noch Zeit dazu ist. — Es kommt eine Karawane ganz ruhig gezogen, der Europäer marschirt ganz hinten, plötzlich schreit Alles: „kifaru“, die Träger werfen ihre Lasten hin und springen vom Wege ins Gebüsch, erklettern Bäume und suchen auf jede Weise Schutz. Das Nashorn tobt unter lautem Grunzen der ganzen Länge nach durch die Karawane, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, an dem es seine Kraft erproben könnte. Endlich steht es auf einen Schlag still, wendet den unförmigen Kopf nach rückwärts und glotzt mit einem geradezu verdutzten dummen Gesichtsausdruck nach hinten, als wollte es sagen: Eben war doch noch etwas da, und nun ist nichts mehr da.

Mich hat nur einmal ein Nashorn angenommen. Es war Abenddämmerung und ich konnte das Thier kaum noch erkennen; es kam auf zehn Schritte heran, ich schoß, es wendete und lief eiligst davon. Vor dem Schuß, namentlich wenn er aus nächster Nähe abgefeuert wird, ergreift das Nashorn in den meisten Fällen die Flucht.

Das erste Nashorn, das ich schoß, stand im schönsten saftigen Grase, es bemerkte mich, als ich auf 100 Schritt herangekommen war. Hochmüthig impertinent hob es die gehörnte Nase und blinzelte mich mit den kleinen Schweinsäugelchen an. Ich zielte auf die Mitte der Brust und traf auch genau dahin. Der Schuß war durch das Herz gegangen, aber die Zählebigkeit des Dickhäuters war doch beträchtlich, er lief noch 600 m weit, dann brach er zusammen. Für die in der Nähe wohnenden Eingeborenen war das Fleisch eine willkommene reichliche Speisung. Das Horn nebst dem daransitzenden Knochen ließ ich mitnehmen, aber einige Tage darauf holte es eine Hyäne von der Station weg.

Man sagt im Allgemeinen, daß das Nashorn leicht mit einem Schuß aufs Blatt zu erlegen ist. Ich habe eine ganze Anzahl aufs Blatt und sogar mitten auf den Kopf geschossen, sie sind trotzdem so weit gelaufen, daß es aussichtslos war, nachzugehen. Wohin man getroffen hat, kann man meistens genau sehen; da, wo die Kugel auf die staubige Haut aufschlägt, steigt eine Staubwolke auf. Der Aufschlag der Kugel ist auch deutlich hörbar, namentlich die Brust dröhnt davon wie ein Paukenschlag.

Es mag wohl an ihrer halben Blindheit liegen, wenn die Nashorne sich nicht viel darum zu kümmern scheinen, was neben ihnen vorgeht. In ihrer Plumpheit marschiren sie manchmal nahe an Einem vorüber. Die behäbige Gangart mit dem schaukelnden weit vorragenden schweren Kopf, die verächtliche Unachtsamkeit, mit der sich ein Thier vorüberbewegte, ohne nach uns zur Seite zu sehen, bezeichnete mein Boy einmal sehr gut mit dem Ausdruck: kama sultani (Gerade wie ein Sultan).

Das war, als ich eines Morgens zwischen einem niedrigen kahlen Hügelzug und dem Saum eines dichten Waldes vor der Karawane herging. Ein großes Nashorn schritt bedächtig aus dem Walde 50 Schritt vor uns über unseren Weg und bestieg gemächlich den Hügel. Ich legte an einem Baum an und schoß die Kugel dicht hinter das Ohr. Das schwere Thier brach zusammen. Die Leute der Karawane standen rund herum, als das Nashorn auf einmal wieder aufsprang. In diesem gefährlichen Moment hatte ich an meiner Büchse eine Ladehemmung und konnte nicht gleich schießen. Die Askari und Boys feuerten vor Schreck ihre Gewehre ab, und es wundert mich noch heute, daß sie keinen Menschen todtgeschossen haben. Die besten Schüsse trafen in den Unterleib und den Rücken, aber keiner war tödlich, und wenn das Thier nicht von selbst immer wieder niedergebrochen wäre, so hätte doch ein Unglück passiren können. Endlich reichte mir der eine Boy ein anderes Gewehr, ein Schuß in den Hinterkopf streckte das Thier nieder. Diese Jagd fand auf dem Mutyek-Plateau statt. Dort und am Manyara-Salzsee gab es viele Nashorne. Während ich am Nordende des Manyara pürschte, sah ich

und hörte noch öfter im dichten Gebüsch Nashorne einzeln oder zu Zweien aus ihrem Schlummer jäh auffahren und davonlaufen. Das eine jagte schräg an mir vorüber; als ich darauf feuerte, gerieth es in die höchste Angst und rannte gerade in einen dichtverwachsenen Busch von Bäumen mit dornigem Unterholz hinein. Mit dem Horn voran, pflügte es hindurch, daß die Aeste krachend zersplitterten, die Dornbüsche entwurzelt aus dem Boden gerissen wurden und mit Erdstaub und Erdklumpen, Zweigen, Blättern und Schlinggewächsen um den grauen Koloß herumflogen, der sich in dem wirren Gesträuch zu verwickeln schien. Ein wildes Durcheinander, dazu das Krachen des Holzes, das Rauschen des Blattwerks, das Pfeifen der zerreißenden Schlingpflanzen und das laute Grunzen des Ungethüms. In seiner Todesangst zerriß und zerstampfte es Alles, was ihm im Wege war, bis es ins Freie kam. Dort beruhigte es sich schnell und verfiel in kurzen Trab. Ich schoß es mit einem Kopfschuß nieder.

Leutnant S. erlegte in Usinja einmal ein altes Nashorn, das ein Junges bei sich hatte, die Alte lag todt am Boden, das Junge lief im gestreckten Galopp mit dem plumpen Körper und den dicken Beinen immer rund um die Alte herum. S. ließ alle Neger, die er bei sich hatte, einen Kreis schließen, um das Thierchen lebendig zu fangen; schon wurde der Kreis eng, als das dicke Kälbchen ganz unerwartet seine Rundfahrt unterbrach und auf die Menschen zurannte, die Angegriffenen hielten natürlich nicht Stand, sondern sprangen beiseite, und weg war das Thierchen.

Zwei Europäer hatten ein ähnliches Abenteuer im Bukoba-Gebiet. Sie hatten ein altes Nashorn erlegt. Das Junge war muthig genug, um gegen den einen der Jäger anzurennen, er lief davor weg und das Nashörnchen immer hinter ihm her. Unterdessen stand der andere Jäger auf einem Ameisenhügel und lachte laut über die komische Jagd, da ließ das Junge von dem ersten ab und nahm den zweiten aufs Korn, der sprang von dem Erdhaufen herab und lief davon, das Nashorn hinterdrein, und nun sprang der zuerst Gejagte auf den Ameisenbau und lachte über das lustige Schauspiel.

## Schlußbemerkungen.

Die ostafrikanischen Jagdgefilde sind noch herrlich mit Wild angefüllt. Es ist kaum denkbar, daß man sich einen Begriff machen kann von der jungfräulichen Jagd einer wildreichen Steppe am Nyanza, wenn man sie nicht gesehen hat. In den breiten Grasebenen an den östlichen Zuflüssen, die wohl ausnahmslos in früheren Zeiten Buchten des Sees gewesen sind, sieht man im hellen Tageslicht ein Zittern und Flimmern, als ob die heiße Luft in Schwingungen gerathen sei. Nimmt man das Fernglas, so erkennt man große Heerden von Gazellen, die gar nicht sehr weit entfernt sind, deren Farben man im grellen Licht noch nicht erkennt, während die fortwährende Bewegung der vielen herumwirbelnden Schwänze dem Auge schon bemerkbar wird. Die Heerde mag 200 Stück zählen, jetzt schärft

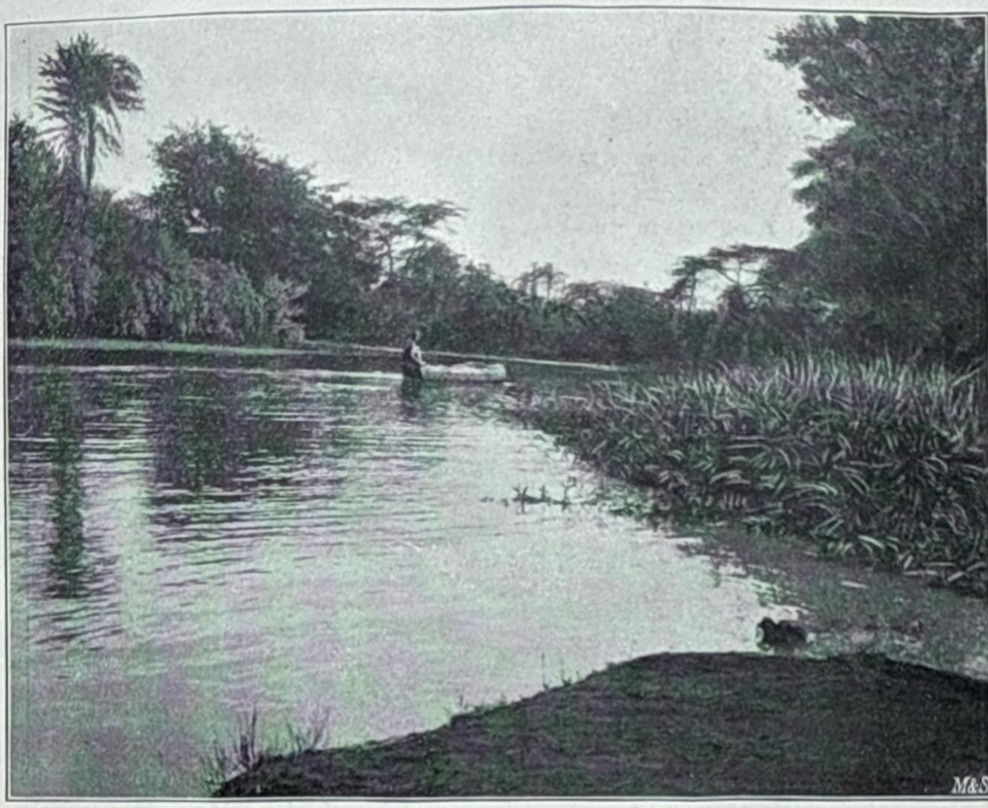
sich das Auge für den Anblick, und man sieht noch drei oder vier Heerden in derselben Stärke. Da taucht in der Nähe eine Zebraheerde auf, die geruht hat und nun auf 300 m Entfernung vorübergaloppirt, sie zählt gewöhnlich 200 bis 300 Stück. Schwarze Gnuheerden in derselben Stärke ziehen langsam dahin, während die Leierantilope, die am häufigsten vorkommende Wildart am See, sich in kleinere Heerden von nur 20 Stück vertheilt, dafür aber in um so mehr Heerden auftritt. Dazu kommen manchmal Nashorne, die meist einzeln oder zu Zweien leben, ferner Strauße, 10 bis 20 bei einander oder ein allein lebendes altes männliches Exemplar. Es ist durchaus nichts Besonderes, daß in einer Grassteppe am Ostufer des Nyanza vier Heerden Tomsengazellen, drei Zebra-, ebenso viele Gnuheerden, zehn bis zwanzig Heerden Leierantilopen stehen, mit einem Gesammtbestand von drei- bis viertausend Stück Wild.

Giraffen habe ich am See nie gesehen, sie treten einzeln oder in kleinen Heerden auf, Büffel und große Schraubenantilopen sind infolge der Rinderpest ausgestorben, dagegen sind Wasserböcke und die einzeln lebenden Riedböcke häufig, auch die Para- oder Schwarzfersenantilopen. Elefanten wechseln aus der Massai-Steppe herüber, in Heerden von vier, zehn oder auch einmal 50 Stück. Im Urwald der Insel Ukerewe leben noch fünf Elefanten, die aber noch kein Weißer gesehen hat. Es besteht ein Verbot, diese Thiere abzuschießen. Auf der Halbinsel Majita sollen noch zwei Elefanten existiren. Im Uebrigen ist die Bevölkerung am Nyanza zu dicht, als daß sich dauernd Elefanten halten könnten. Im Süden der Kolonie und im Westen, namentlich in Ruanda, sollen dagegen Heerden von 200 Elefanten stehen.

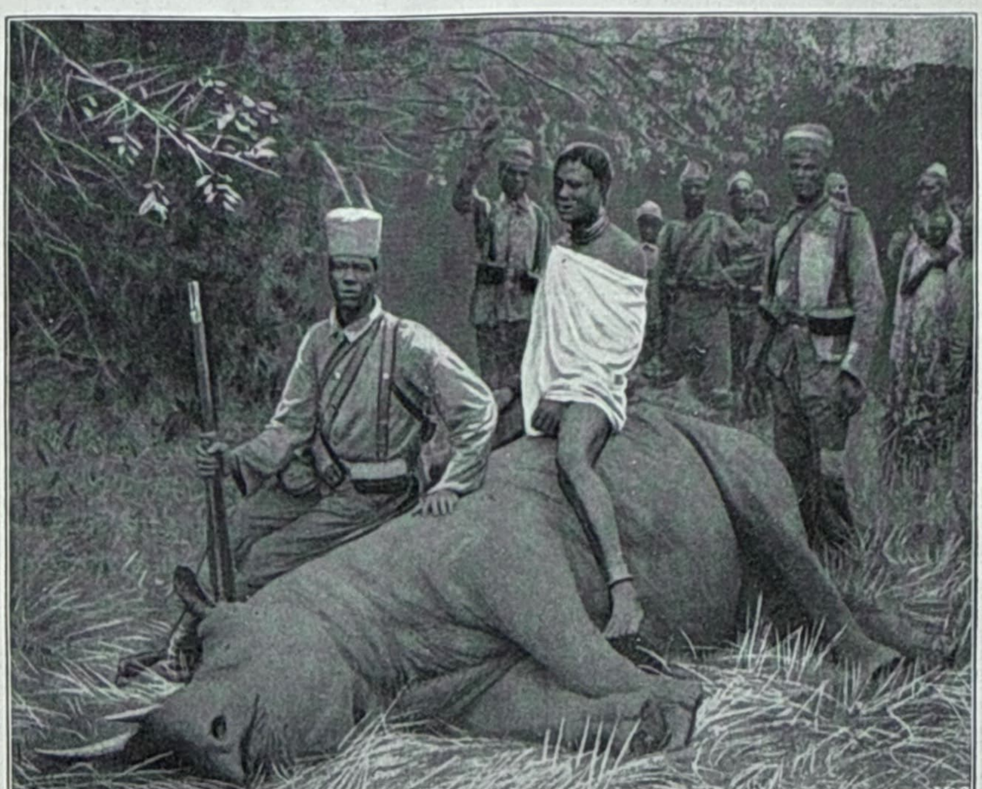
Von Vögeln, die um ihrer schönen Federn willen gejagt werden, habe ich vorzugsweise Marabu geschossen. Sie gehen gierig dem Aas nach. Man schießt ein Stück Wild und läßt es liegen. Kurz danach kreisen hoch in der Luft über dem todten Thier ganze Scharen von Geiern und Marabu-Störchen. Einer nach dem anderen schießt mit vorgestrecktem Hals herunter. Im Nu ist das Stück zerfetzt, die Geier und Marabu streiten sich um die schmutzigen Fetzen der Eingeweide. Pürscht man sich an, so muß man sich sehr sorgfältig decken, denn die Marabu sind sehr scheu. Sobald sie auch nur die geringste Annäherung des Jägers bemerken, gehen sie mit langen Schritten davon und fliegen auf. Dann kann man lange warten, bis sie wiederkommen. Näher als auf 125 m kann man sich kaum anschleichen. Man muß daher mit der Kugel schießen. Das Ziel ist für diese Entfernung sehr klein, denn der Leib des Vogels ist nur 20 cm im Durchmesser.

Auch die weißen Reiher mit ihren kostbaren Rückenfedern sind nicht leicht zu bekommen, sie leben vereinzelt und sind sehr vorsichtig.

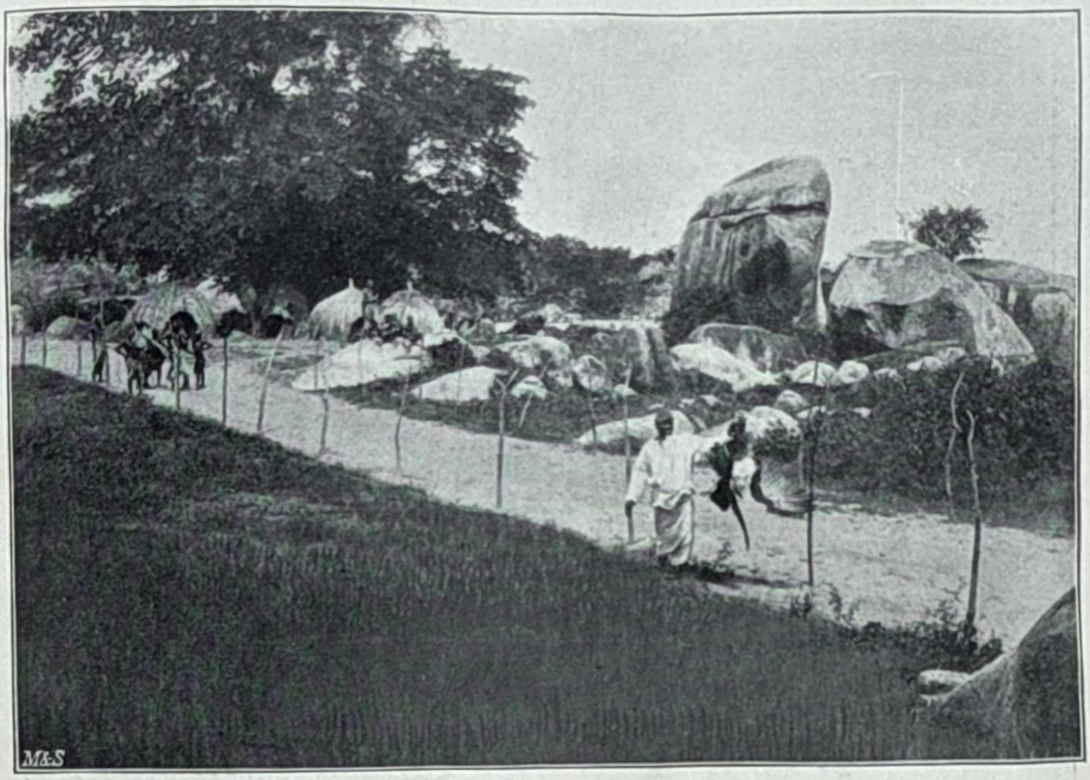
Was das Wildpret anlangt, so ist das wohlschmeckendste meiner Ansicht nach die Zwergantilope in ihren verschiedenen Abarten. Der Ziemer hat einen Geschmack, der an Würze den Rehbraten übertrifft und bei einem schönen jungen Stück feiner ist als Hasenbraten. — Von eß-




Landschaft am Simiju.



Das erste Nashorn.




Schrei-Seeadler.




Zebra mit durchschossenem Kreuz.




Strauß, auf dem Nest schlafend.




Drei Buschböcke, erlegt in einer Stunde.




Große Strecke.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.